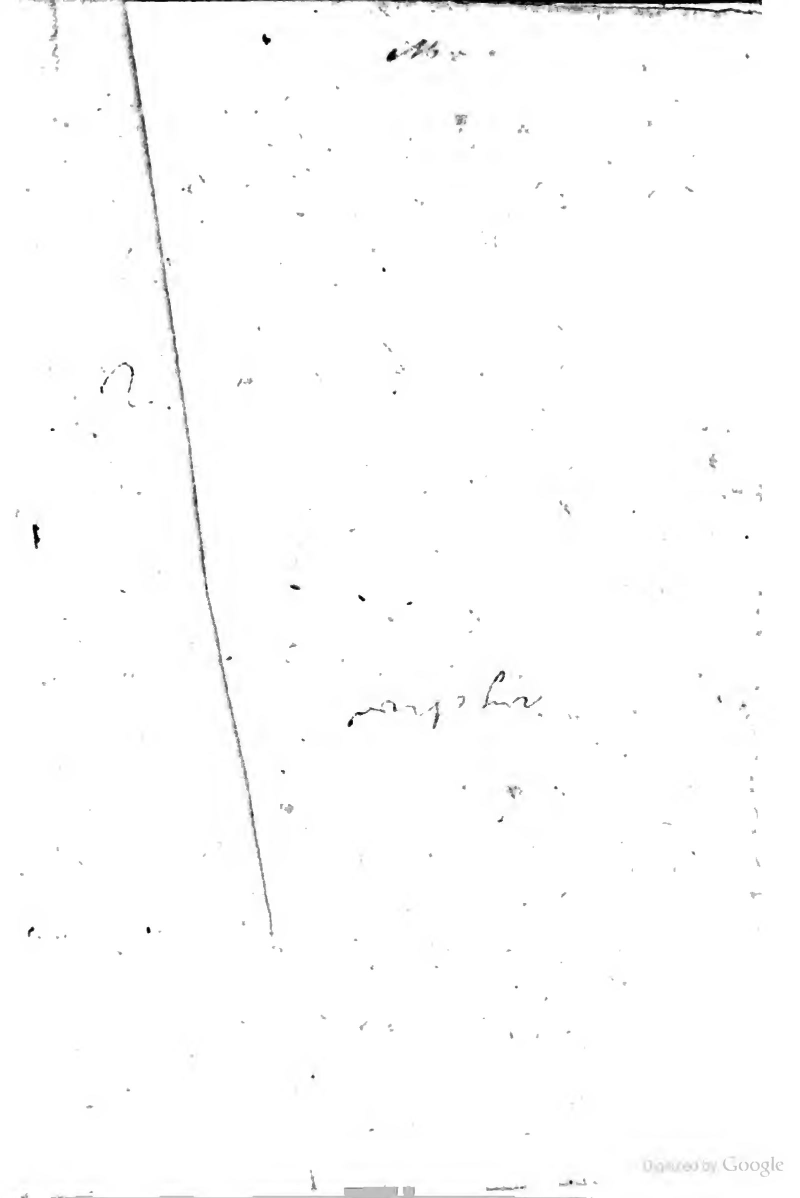




Ein Roman in Wien.

Sittengemälde aus unserer Zeit

von

Eduard Breier.

Motto:
Es giebt wahre Geschichten, die
wie Fabeln, und Fabeln, die
wie wahre Geschichten lauten.
Voltaire.

Erster Theil.

Wien, 1852.
J. Stöckholzer von Hirschfelds Verlagshandlung.


KONINKLIJKE
BIBLIOTHEEK

Wir haben in den Straßen Wiens schon öfters Fremde bemerkt, die vor einem oder dem andern Hause standen, um die verschiedenen Tafeln, Schilder, oder sonstige gewerbankündigende Gegenstände mit neugierigen Augen zu betrachten. — Den Fremden ist eben alles fremd: sogar die Orthographie, und der oft merkwürdige Redesatz dürfte ihnen bei manchem der Schilder sehr fremdartig vorkommen; indessen ist Alles doch so handgreiflich gemalt und überschrieben, daß der Zweck derselben vollkommen erfüllt wird. Die Kuh mit der melkenden Dirne kann doch offenbar nichts Anderes als einen Milchverkauf bedeuten, der vergoldete Schlüßel einen Schloßer, der riesige ausgestopfte Handschuh einen ehrsamen Verarbeiter von Hirsch-, Gems- und andern Wildpret liefernden Fellen u. s. w.

Eine Gattung von Schilder giebt es jedoch, die der Fremde, namentlich der akatholische Fremde, nicht so rasch entziffern dürfte, wenn nicht eine lesbare Inschrift vorhanden wäre. Es sind dies kleine, blecherne Täfelchen,

die nicht etwa ober dem Hausthore hängen, sondern die unter irgend einem Fenster des ersten, zweiten oder auch eines noch höheren Stockwerkes an die Wand geschlagen sind und deren Inschrift man demgemäß, von unten angesehen, nicht so leicht entziffern kann.

Der Wiener weiß es freilich auswendig, was diese Täfelchen zu bedeuten haben; allein der Fremde, besonders der Akatholik, wird — selbst, wenn er das auf dem Täfelchen gemalte „Muttergottesbild" wahrnähme — er wird es selbst dann nicht errathen, daß dies die Wohnungsanzeige einer Wehemutter, oder wie man in Wien allgemeiner sagt, einer „Hebamme" sei.

Es ist eine fromme rührende Sitte, die Mutter, die den Heiland gebar, zum Wahrzeichen derjenigen Frauen zu machen, deren Hilfe und Geschicklichkeit ihrem Geschlechte in dem Augenblicke zu Theil wird, wo es unter dem Gottes-Fluche des allerersten Weibes stöhnt, der da heißt: „Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären!"

Wie gesagt, der Gedanke ist fromm, wenn es aber auch nur Diejenigen immer wären, denen er zum Schilde dient!

Aber dem ist nicht so; dieses Gewerbe

hat sich nicht ganz makellos erhalten; das heilige Bild dient oft dem verworfensten Geschäfte zum Deckmantel, jenem Geschäfte, welches nicht darin besteht, selbst lasterhaft zu sein: nein, sondern jenem, das noch tausendmal ärger ist, weil es Andere lasterhaft macht und sich zum Hehler des Lasters hergiebt.

Mehr Achtung verdienen jene Frauen des genannten Gewerbes, die jede Zweideutigkeit von ihrer Wohnung ferne halten und nur jenen Unglücklichen eine Zufluchtsstätte bieten, welche die Folgen einer schwachen Stunde durch Monatelanges Leiden abbüßen und die doch so viel besitzen, um nicht in einer öffentlichen Anstalt Zuflucht suchen zu müssen.

Am verabscheuungswürdigsten sind aber Jene, die zwei sich wechselseitig ergänzende Geschäfte zu gleicher Zeit betreiben; sie ziehen Vortheil, indem sie das Laster begünstigen und ernten zum zweiten Male, wenn die Folgen jener Begünstigungen das Licht der Welt erblicken.

In eine solche Wohnung möge uns der geneigte Leser begleiten.

Wir befinden uns auf dem Strozzischen Grunde; es ist dieses ein Vorstadt-

theil, der zwischen der Roverano-Gasse und der Kaiserstraße in der Josefstadt liegt; eine sogenannte Hauptstraße verbindet die beiden vorgenannten langen Straßen und enthält zwei Reihen sehr respektabler Häuser, die mancher Provinzial-Hauptstadt zur Ehre gereichen würden.

Vor einem dieser Häuser, es ist nur eine Etage hoch — machen wir Halt.

In der Gegend der Hausthüre finden wir das kleine, schmutzige Blechtäfelchen, bei dem aber weder die Malerei mehr kennbar, noch die Schrift lesbar ist. Die betreffende Wehemutter, deren Dasein dieses Alterthum anzeigt, wohnt im obern Stockwerke und wir betreten kühn ihre Behausung.

Diese besteht aus einer Küche und drei durch Thüren verbundenen Zimmern. Die Einrichtung von zweien derselben, die dem Gewerbe gewidmet sind, ist leidentlich, das dritte aber, es ist jenes, welches an die Küche stößt und das Familienzimmer bildet, sieht nicht gar einladend aus, denn in demselben wirthschaften gewöhnlich zwei Knaben herum, die wild und unbändig das Unterste zum Obersten kehren und das Zimmer oft in einen förmlichen Zerstörungs-Zustand setzen.

Die Situation, wie wir sie beim Eintritte in dieses Quartier vorfinden, ist folgende:

Es ist Abend.

Auf dem Herd der Küche lodert ein helles Feuer. An demselben steht ein großer Topf, in dem siedendes Wasser brodbelt.

Eine sehr alte Magd ist eben beschäftigt eine Mulde auszuwischen, die aber so niedlich ist, daß man es ihr gleich ansieht, sie könne höchstens zum Baden jener Staatsbürger oder Bürgerinnen verwendet werden, die eben das Licht der Welt zu erblicken so glücklich sind. Wenn man mit diesen Symptomen noch andere zusammenhält, nämlich: einen Theetopf, der bestimmt ist, jeden Augenblick ans Feuer gestellt zu werden, dann einige Linnenstücke, die in der Nähe der Flamme hängen, damit sie erwärmt werden, ferner das Herrichten von verschiedenen Geräthschaften, deren Nennung der geneigte Leser uns gewiß erlassen wird, dann konnte man, ohne eines besonderen Scharfsinnes zu bedürfen, leicht herausfinden, daß man in dieser Wohnung einer „Geburt" entgegen sehe.

In dem ersten Zimmer neben der Küche finden wir in einem Bette zwei Knaben; der eine etwa zehn, der andere fünf Jahre alt.

Ihre Mutter hat sie schon zum Schlafen beordert, allein, gewohnt der Mutter nie zu gehorchen, waren sie blos in dem Bette; balgten sich aber da herum, als ob sie sich auf einem Spielplatze befänden. Wenn sie endlich zu laut wurden, vernahm man aus dem mittleren Zimmer die drohende Stimme einer Frau, die — je nachdem gerade der eine oder der andere Knabe zu hören war — rief: „Wirst du ruhig sein, Adam!“ — das war der Name des Aelteren, — oder: „Jakob, ich komme über dich!“ — dies ging den Jüngeren an, — oder endlich: „Ruhig, ihr Mordbuben, oder ich erschlage euch!“ Diese mütterliche Ansprache galt Beiden zugleich.

In dem Zimmer, aus dem diese Drohungen kamen, finden wir zwei Frauen.

Die eine ist eine hohe kräftige Frau, von ungefähr vierzig Lebensjahren; etwas starke Backenknochen, ein spitzes Kinn, flache Brauen und eine abwärts gebogene Nase gaben ihr ein tückisches Ansehen; sie suchte diesen unangenehmen Eindruck durch ein häufig wiederkehrendes Lächeln zu verwischen, und verlieh ihrem Benehmen eine katzenfreundliche Geschmeidigkeit, die, verbunden mit einer echt hebammenartigen Beredtsamkeit, ihren Zweck

fast jederzeit erreichte. Obwohl in diesem Augenblicke im bequemen Hausgewande und „zum Geschäfte bereit," war sie doch rein und anständig gekleidet. Sie trug ein Kattunkleid mit kurzen Aermeln, um die Hüften eine schwarze Binde, und auf dem Kopfe eine hochgethürmte Haube, mit breiten Bändern reich besetzt.

Diese Frau, die Besitzerin der Wohnung, war die Hebamme Christina Wolf, oder wie sie in der Nachbarschaft und von ihren Bekannten allgemein genannt wurde, die Wolfinn.

Die zweite Frauensperson, die wir in diesem Zimmer antreffen, ist ein junges Mädchen von beiläufig neunzehn Frühlingen; doch welch eine irrige Bezeichnung! Die Lage, in der sich die Unglückliche befindet, deutet eben nicht auf Frühling, sondern auf Herbst hin; bei ihr ist die Blüthe verschwunden und die Frucht wird erwartet. Die Vorbereitungen, die in der Küche draußen getroffen werden, gelten ihr; sie ist die Bedauernswerthe, die noch heute Mutter werden soll, ohne daß sie je Gattin gewesen.

Das arme Geschöpf steht bleich und abgehärmt aus; der blonde Lockenkopf, der

noch vor Kurzem so reizend war, liegt jetzt wie ohnmächtig zurückgesunken auf einem Kissen, das blaue Augen stiert die Wand an, die Lippen sind todtenblaß und zusammengekniffen, die Brust hebt sich hoch, heftige Bewegungen des Leibes erschüttern von Zeit zu Zeit das Lager, auf dem sie liegt.

Die Wehemutter sitzt an ihrer Seite.

Die Wehen mehren sich, sagte sie, ihren prüfenden Blick auf die Leidende richtend.

Fürchterlich — fürchterlich! erwiedert die Kranke.

Bleiben Sie nur ruhig, Mamsell Helene, Sie müssen den Schmerz überwinden.

Oh — nicht möglich. —

Ah bah! versetzte die Wehemutter mehr boshaft als tröstend, so sagen sie Alle beim ersten Mal und doch kommen sie dann wieder. Wem das Säen schmeckt, der darf das Ernten nicht scheuen.

Heilige Maria! kreischte jetzt die Leidende auf, und die erschütternde Bewegung ihres Körpers theilte sich der Lagerstätte mit.

Ruhig, ruhig! die Hauptwehen rücken an; wenn Sie meinem Rathe folgen, werden Sie es bald überstanden haben.

Adam, schrie sie hinüber, sei ruhig, oder

ich komme über dich! — Eine stumme Pause trat ein.

Man hörte das schwere Athmen der Kranken.

Mein Gott! klagte sie nach einer Weile, so gräßliche Leiden, um eines Mannes Willen. —

Und noch dazu, ergänzte die Wolfinn, um eines Mannes Willen, dessen Gattin man schwerlich werden wird.

Diese mit unmenschlicher Härte hervorgebrachte Bemerkung verfehlte ihre Wirkung nicht. Helene drückte beide Hände flach auf das blaße Antlitz und fing bitterlich zu weinen an.

Hätten Sie mir gefolgt, fuhr die Wehemutter unerbittlich fort, Sie würden eine ganz andere Zukunft vor sich haben. Herr Gott! war dieser Fürst — Sie wissen schon, wen ich meine — in Sie verliebt! Und Sie — was haben Sie gethan? Sie hängen sich an so einen bürgerlichen Schlucker und lassen sich bethören. Wie man sich bettet, so liegt man. Meiner Treu, Mamsell, als Ihre wahre und wirkliche Freundin, muß ich es Ihnen gerade heraus sagen, Sie werden sehr übel liegen.

Die Kranke hörte die Vorwürfe nicht,

oder wollte sie nicht hören. Sie weinte fort und wand sich manchmal unter dem Schmerze, wenn er zu heftig wurde.

Ich frage Sie ums Himmels Willen, fuhr die Wolfin fort, was haben Sie nur an dem jungen Menschen gefunden? Der junge Spießer ist stark und jung, aber was noch? Nichts sonst, gar nichts! Er ist aus reicher bürgerlicher Familie, wird heute oder morgen eine reiche Parthie machen. An Sie wird er nicht denken. Ein Fürst, das ist etwas ganz anderes, der weiß zu belohnen, da hätte Ihr armes Kind doch etwas davon gehabt, aber so, was steht ihm bevor?

Hören Sie auf, kreischte die Kranke! Wollen Sie mich zu Tode martern?

Ach, du lieber Heiland, versetzte die Hebamme, die Hände andächtig auf dem Bauche faltend, wie Sie nur empfindlich sind! Ich wollte Sie mit den Plaudereien ein wenig unterhalten, um Sie die körperlichen Schmerzen vergessen zu machen, und Sie sprechen von Martern! Auch recht. Jetzt will ich gar nicht mehr sprechen. — Jakob, verdammter Racker! kreischte sie zu den Knaben hinüber, willst du ruhig sein oder nicht? Wenn ich hinüber komme, drehe ich dir das Genick um und dem Adam spalte ich den Kopf.

Nach dieser sanften mütterlichen Mahnung hielt sie inne, ohne daß es sich jedoch bestimmen ließ, ob sie ihrem drohend gefaßten Vorsatze treu bleiben werde oder nicht.

In diesem Augenblicke wurde von Außen die Klingel gezogen.

Die Wolfinn erhob sich.

Mein Gott! klagte Helene, Sie wollen mich doch nicht verlassen?

Ich muß sehen, wer es ist, erwiederte die Hebamme; bleiben Sie ruhig, in den wenigen Minuten meiner Abwesenheit wird nichts geschehen.

Nach diesen Worten eilte sie aus dem Zimmer, durch jenes, in welchem sich die beiden Knaben befanden, hinaus auf den Gang.

Die Magd erschien mit einer brennenden Kerze in der Hand.

Eine Frauensperson, tief verschleiert, in einen weiten Mantel gehüllt, wurde eingelassen.

Ich bin es, liebe Wolfinn, stammelte die Angekommene.

Die Hebamme hatte die Stimme kaum erkannt, als sie der Magd die Kerze entriß und ihr bedeutete, in die Küche zu gehen.

Sie war nun mit der Verschleierten allein.

Was führt Sie noch so spät zu mir, gnädiges Fräulein? fragte die Wehemutter.

Wie können Sie fragen? Mein Zustand.

Ist denn die Zeit schon da?

O gewiß, mir ist todtenübel.

So kommen Sie schnell, das Kabinet ist für Sie bereit.

Die Wolfin leitete hierauf die Verschleierte durch die Zimmer. Als beide durch jenes gingen, in welchem die unglückliche Helene lag, verhüllte diese ihr Gesicht.

Das angrenzende Kabinet nahm die Angekommene auf.

Nur schnell, sagte die Wolfinn, machen Sie sichs bequem, gnädiges Fräulein und eilen Sie ins Bett, ich werde indessen einige Anordnungen treffen.

Sie eilte hierauf aus dem Kabinet, an Helene vorüber, in die Küche.

Schnell Barbara, heischte sie der Magd zu, sehe dich vor, wir haben heute noch Eine Entbindung, verstanden? Zwei auf einmal, Alles doppelt, du wirst mir helfen; die junge Gräfin im Kabinet wird sich nicht spotten lassen, aber du mußt dich auch umthun und, wie immer, stumm wie das Grab sein.

Nach dieser Anordnung eilte sie in das Zimmer.

Die beiden Knaben, als sie die Mutter

kommen hörten, verbargen die Köpfe unter die Bettdecke. Die Hebamme stürzte nichts desto weniger auf das Lager los, riß ihnen die Decke vom Leibe, streckte ihnen die geballte Faust entgegen und sagte: Nur rühren — nur einen Laut noch und ich schlage euch die Schädel ein!

Nach dieser neuen Drohung — die an diesem Abende vielleicht schon die zwanzigste war — eilte sie ins zweite Zimmer, begab sich zu Helene und lispelte ihr zu: Heute geht es bei mir lustig her; das angekommene Fräulein befindet sich in Ihrer Lage, nur mit dem Unterschiede, daß jene meinem Rathe gefolgt hat, und deshalb besser fahren wird. Sie ist ein Grafenskind, aber Titel ohne Mittel. Sie verstehen mich schon. Der Fürst, derselbe, den Sie ausschlugen, wendete ihr seine Liebe zu und nun merken Sie auf, wie sie den guten Russen herum bekommen wird, der wird kurios schwitzen müßen.

Nachdem sie diese Aufklärung unaufgefordert ertheilt hatte, eilte sie ins Kabinet.

Die junge Gräfin, ein reizendes Mädchen, schien die Wehemutter mit Sehnsucht zu erwarten.

So wie das Bürgerkind draußen, so lag sie hier von Schmerzen gefoltert.

So wie Jene, hatte auch sie gesündiget, nur mit dem Unterschiede, daß das, was bei dem Bürgerkinde mehr aus Zuneigung, bei ihr aus Berechnung, aus Interesse geschah. Die Gräfin litt eben solche Schmerzen wie die Bürgerliche, denn die Natur erkennt im Menschen keinen Unterschied, sie ist gerecht, sie vertheilt in gleichem Maße an Hoch und Nieder, was sie an Wonnen und an Schmerzen besitzt.

Nun, wie geht es Ihnen, Fräulein Agnes? fragte die besorgte Wehemutter.

Sehr schlecht — ich leide entsetzlich.

Es wird nicht lange dauern und Sie werden erlöst sein. Doch sagen Sie mir, weiß Mama, daß Sie hier sind?

Das Fräulein bejahte es.

Hat sie Sie nicht hieher begleitet?

Wir wollten kein Aufsehen machen, es ist der Hausleute wegen. Unter dem Vorwande, eine Freundin zu besuchen, verließ ich das Haus.

Das war klug.

Fräulein Agnes kreischte auf.

Von Außen vernahm man Helenens Schmerzensgewimmer.

Die Geschäftigkeit der Wolfin war in

der That staunenswerth; die Thüre, welche aus dem Kabinet ins Zimmer führte, war angelweit offen, die Wehemutter eilte aus und ein, bald zu Helene, bald zu Agnes.

Sie werden früher an die Reihe kommen, sagte sie zur Ersteren; gleich darauf rief sie die Magd herein, damit sie ihr beistehe.

Die alte Barbara, die schon durch Jahre bei der Wolfin war und der Herrin die edle Kunst fast ganz abgelernt hatte, war heute eine willkommene Helferin.

Wir decken einen dichten Schleier über die Scene, die nun statt fand, und lüften ihn in dem Momente wieder, wo die beiden unschuldigen Wesen, die eben an das Licht der Welt gesetzt wurden, zum ersten Male mit dem zweiten Elemente, nämlich mit dem Wasser, in Berührung kommen.

Barbara erhielt Helenens Kind, um es ins Bad zu legen.

In wenigen Minuten darauf überkam sie auch das andere.

Beide waren Mädchen.

Das Fürstenkind lag ruhig an der Seite des Bürgerkindes, kein Zeichen beurkundete einen Unterschied des Standes, Eines so unbeholfen, wie das Andere, beide aus densel-

ben Stoffen, aus demselben Teige geknetet. —
— Die Wolfin kam jetzt zu Barbara. Das Bad hat lange genug gedauert, sagte sie, gieb mir das Kind, welches ich aus dem Kabinet gebracht habe.

Aus dem Kabinet? fragte die Magd betroffen.

Nun ja, das Letztere! Welches von den Kindern habe ich dir zuletzt übergeben?

Zuletzt? stotterte Barbara, du lieber Gott, ich weiß es nicht. Ich habe die Kinder nebeneinander gelegt, bald das Eine, bald das Andere in die Hände genommen. —

Aber das Kind der Gräfin —

Ach du mein Heiland! ich kenne es ja nicht; ich war der Meinung, daß Sie —

Oh, oh! rief jetzt die Wolfin, von diesem Unfalle höchlich betroffen, wer kennt jetzt die Kinder auseinander?

Die beiden Wöchnerinnen, welche das Gespräch, so wie den letzten Ausruf der Hebamme vernahmen, hoben sich zur sitzenden Stellung und riefen jetzt fast zu gleicher Zeit: „Mein Kind geben Sie mir, mein Kind!"

Um aller Heiligen Willen! schrie die Wolfin Beiden zu, bleiben Sie ruhig, Sie

wagen Ihr Leben; die Kinder sind beide frisch und gesund; am Tage wird es sich wohl entscheiden lassen, welcher von Ihnen das Eine oder das Andere gehört.

Jede der Wöchnerinnen überkam hierauf eines der Kinder: ob es das ihre oder das fremde war? wer vermochte dies mit Bestimmtheit anzugeben?

Welch eine schreckliche Nacht für die jungen Mütter! Jede hatte einen Säugling an ihrer Brust, aber der Gedanke: „Vielleicht ist jenes, welches die Andere in den Armen hat, dein Kind?“ tauchte immer in ihren Seelen auf und folterte sie mit namenloser Pein.

Welch martervolle Stunden für die beiden Unglücklichen!

Die Hebamme eilt von Einer zur Andern, um sie zu beruhigen.

Eine wohlthätige Erschöpfung erbarmte sich ihrer und ließ sie wenigstens einen Theil der Nacht in einem stärkenden Schlummer zubringen.

Endlich bricht d r Morgen an.

Aber welch ein trauriges Erwachen!

Der Vorfall des letzten Abends stand eben so lebendig wie früher vor ihnen.

Jede betrachtet mit glühendem Blicke das Kind, welches sie in den Armen hält, jede verlangt aber auch das Andere zu sehen.

Die Wolfin beschließt, beide Lagerstätten neben einander zu stellen, damit beide Wöchnerinnen zugleich beide Kinder untersuchen können.

Mit Barbara's Hülfe wird Helene in das Kabinet übersiedelt.

Die Mütter haben beide Kinder vor sich, sie zittern, sie weinen und keine wagt es auszusprechen: „Dieses ist mein Kind!" denn Jede fürchtet das fremde zu wählen.

Ein tückischer Zufall hat es gefügt, daß beide kleine Mädchen einander ähnelten, selbst das erfahrene Auge der Wolfin vermag im ersten Augenblicke keinen Unterschied zu finden.

Nach langer Prüfung sagte sie endlich: Meine Damen, Ihr Zustand verbiethet eine dauernde Gemüthsaufregung, es steht Ihr Leben auf dem Spiele, wenn Sie sich nicht beruhigen. Ich kenne die Väter der Kinder, und je genauer ich die Säuglinge betrachte, desto sicherer muß ich mich dahin aussprechen, daß dieses Kind hier Ihnen gehört, Fräulein Agnes.

Die Gräfin nahm den bezeichneten Säug-

ling an ihre Brust, es war aber jener, den Helene die Nacht über an ihrer Seite gehabt hatte.

Ließ der wunderbare Instinkt, der diesen kleinen Wesen zu eigen ist, es ahnen, daß eine andere Hand als die frühere es jetzt umfaßt habe, oder war irgend ein anderer Grund vorhanden, genug, als die Gräfin das Kind in die Hand nahm, schrie es auf.

Helene fuhr bei diesem Tone zusammen und stammelte: „Es weint, wenn Sie es nehmen, es ist nicht Ihr, es ist mein Kind!"

Fast ungestüm riß sie das Kind an sich.

Agnes sah sie traurig an, nahm das Andere auf und sagte mit ruhiger Entschlossenheit: „Dann ist Dieses das meine!"

Gott sei gelobt und gepriesen! rief jetzt die Wolfin dazwischen, indem sie die Hände andächtig faltete und die Augen verdrehte, das nenne ich eine ganz Salamonische Entscheidung; kein Judenkönig hätte ein besseres Urtheil sprechen können. Da sieht man doch gleich, wie beredt ein Mutterherz sein kann.

Helene warf ihr einen finsteren Blick zu. Auch von Seite der jungen Gräfin wurde ihr kein freundlicherer zu Theil.

Lassen Sie uns ein wenig allein! sagte das Bürgermädchen zu der Hebamme.

Die Wölfin verließ das Kabinet und brummte unwirsch vor sich hin, so daß nur einzelne Worte geformt zwischen den Lippen hervorkamen, aber ungehört verhallten.

Die jungen Wöchnerinnen waren allein.

Fräulein, begann Helene, ein und dasselbe Loos hat uns hier zusammengeführt. Seit heute erst kennen wir uns. Der Fall mit dem Kindern ist ohne unsere Schuld herbeigeführt. Ich habe mich für dieses Kind entschieden, Sie für das Andere. Gott der Allmächtige weiß es allein, ob ich m e i n Kind, ob Sie das Ihre an die Brust drücken? Sei dem, wie ihm wolle, Sie sind von jetzt an die Mutter jenes Mädchens, so wie ich die Mutter von diesem bin. Sie werden leicht begreifen, daß in der Lage, in der wir Beide uns befinden, tiefes Schweigen über diesen Vorfall eine Nothwendigkeit ist. Die Väter dürfen nicht ahnen, was hier geschehen; am allerwenigsten aber dürfen es die beiden Mädchen, wenn sie einst erwachsen sind, erfahren, damit nicht die Drachensaat der Zwietracht in den Familien gesäet und die Unzufriedenheit wach gerüttelt wird.

Die junge Gräfin reichte der bürgerlichen Leidensgenossin die Hand zum Zeichen ihres

Einverständnisses und fügte hinzu: Daß auch die Wolfin schweigen wird, soll meine Sorge sein. Sie fürchtet das Zuchthaus zu sehr, um nicht stumm wie das Grab zu sein.

Und die alte Magd?

Von ihr gilt dasselbe. Sie ist die Helferin ihrer Herrin. Also, es bleibt bei Ihrem Antrage. Verschwiegenheit gegen Alle, Verschwiegenheit für immer.

Verschwiegen wie das Grab! versetzte Helene.

Beide Mädchen hatten sich die Hände gereicht; wie von einer unsichtbaren Macht zu einander gezogen, sanken sich beide in die Arme.

* *
*

Die Begebenheit, welche wir unseren Lesern hier mittheilen, hat sich auf dem geschilderten Schauplatze im Jahre eintausend achthundert und sechs und zwanzig ereignet und bildet die Einleitung zu dem nun folgenden Gemälde.

Erstes Kapitel.

Der Leser macht die Bekanntschaft eines Wieners der alten Zeit und einiger anderer Personen.

Unter den vielen theils geschäftigen, theils müßigen Fußgehern, die eben aus der Burg kommen und gegen den Kohlmarkt zugehen, machen wir unsere Leser auf zwei Personen aufmerksam.

Die Eine ist ein alter aber noch sehr rüstiger Mann; seine grauen Haare stehen mit der kräftigen Haltung und dem festen Auftreten im grellen Wiederspruche, nur seine Bedächtigkeit, seine potenzirte Besonnenheit weisen auf ein gereiftes Alter.

Der Andere, ein Jüngling im Alter zwischen achtzehn und neunzehn Jahren, ist ein schmucker Bursche, sein Gesichtchen, auf dem Lilien und Rosen noch heimisch, ist wunderhübsch geformt, sein Auge glüht, sein Haar glänzt vor Schwärze. Er ist schlank wie eine

Pappel, und um eine halbe Kopfhöhe größer als sein Vater, das ist nämlich der alte Mann an seiner Seite.

Wenn wir unsere Leser auf diese beiden Personen aufmerksam machen, so ist es vor Allem ihre auffallende Kleidung, welche uns dazu veranlaßt.

Der Alte trug Stiefel, eine viel zu kurze Pantalon, nach der Art derjenigen, wie sie uns Nestroy bei seinen Bühnen-Carricaturen häufig vorführt; ferner ein aschgraues Molton-Mäntelchen, welches vom Halse an bis zum Knie, bis wohin es reicht, zugeknöpft war und rückwärts drei über einander gelegte Krägelchen hatte — ältere Leser werden sich vielleicht einer ähnlichen Mode aus dem Anfange der zwanziger Jahre noch erinnern — endlich eine Kappe mit einem breiten Schirm; um sein Kostüm zu vervollständigen, erwähnen wir noch eine hohe, blaue steife Kravatte, die den Kopf des Alten wie in einem Joche gefangen hielt und ihn, wenn er ihn nach rechts oder links drehen wollte, zwang, so wie ein Krokodill, das bekanntlich im Genicke unbeweglich ist, mit dem ganzen Körper Front nach der einen oder der andern Seite zu machen. In der Hand trug er ein ehrsames

Hispania-Rohr mit silbernem Knopf, welches mit den bekannten Riesenstöcken der Regiments-Tambouren aus einer und derselben Familie zu stammen schien.

Um das Kostüm dieses Mannes ganz würdigen zu können, müßen unsere Leser noch bedenken, daß sie ihn jahraus, jahrein, gleichviel in welcher Jahres- oder Tageszeit, immerfort in diesem Anzuge finden, wobei wir jedoch wahrheitsgemäß bemerken, daß er von jedem der beschriebenen Kleidungsstücke mehre, aber freilich ganz gleiche Exemplare besaß, so daß man ihn immer in einem und demselben steckend glauben mußte.

Der Jüngling an seiner Seite trug — oder vielmehr mußte tragen, im Sommer und Winter, kurz immer fort, ein Beinkleid, nicht viel länger als jenes seines Vaters, ein immer zugeknöpftes Gehröckchen von schwarzem Manchester, einen eben so sanitäts- als anstandswidrig ausgeschlagenen Hemdkragen und endlich einen Cylinder, doch nein, es ist kein Cylinder, sondern ein Conus, das ist, eine körperliche Construction nach Art eines abgestutzten Kegels, also einen Hut von der unkleidsamsten Form, der aber dennoch nicht im Stande war, den hübschen Jungen zu ver-

unzieren. So wie der Vater, mußte auch der Sohn ein spanisches Rohr in der Hand tragen, wobei noch zu bemerken ist, daß man diese zwei Personen nie anders, als Arm in Arm treffen kann, wobei der Alte immer am Arme des Jungen hängt und an seiner Seite einherspaziert.

Während des Gehens sieht der Alte die Vorübergehenden bedächtig an, wirft hie und da einen traulichen Blick auf seine alten Bekannten, das sind nämlich die älteren Häuser, und spricht nur dann, wenn er von seinem Sohne dazu aufgefordert oder durch irgend ein nicht gewöhnliches Vorkömmniß dazu angeregt wird.

Wir sahen die beiden Personen aus der Burg kommen und gegen den Kohlmarkt gehen. Wir wollen sie nun begleiten, denn der Weg, den sie heute machen, ist ihr täglicher, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, die eine Aenderung erleiden.

Sie gehen über den Kohlmarkt und biegen auf den G r a b e n ein. Gegenüber dem Sparkasse-Gebäude hält der Alte einige Sekunden lang an, wir sagen nur der Alte, weil der Junge ohnedem gezwungen ist, auf diesem Gange den Schatten seines Vaters zu machen.

Bei diesem Anhalten schüttelt er bedenklich den Kopf; im ersten Augenblicke hat es den Anschein, als ob seine sehr bedauerliche Bewegung der mit der Sparkasse verbundenen Versorgungs-Anstalt gelte, allein dem ist nicht so; unser Mann bedauert nur die beiden Grabenhäuser, welche vor einigen Jahren von dieser Stelle hinwegrasirt wurden, und die er noch immer nicht verschmerzen kann.

Unsere neuen Bekannten gehen weiter.

Auf dem „Stock am Eisen Platz“ wird zum zweiten Male und zwar ein etwas längeres „Halt“ gemacht. Der Mann mit dem Molton-Mantel läßt seinen Blick mit großer Befriedigung auf dem nägelbesäeten Baumstrunk ruhen, während der junge Mensch, den dieser Weg entsetzlich langweilt, ungeduldig umhersieht, und den weiteren Gang kaum erwarten kann.

Endlich setzt man sich wieder in Bewegung und zwar gegen die Stefanskirche zu.

Die Glocke verkündet die neunte Frühstunde. Gerade so wie gestern und vorgestern und alle Tage, die Sonn- und Feiertage ausgenommen, treffen unsere Wanderer um diese Zeit hier ein. Vater und Sohn treten in den Dom.

Wie immer, wird auch heute an einem Seitenaltare Halt gemacht. Hier giebt der Sohn dem Vater den gebührenden Vorrang, er läßt sich in der Bank hinter ihm nieder, denn wenn der alte Wiener mit seinem Gott sein will, bedarf er keiner Gesellschaft.

Der Jüngling athmet auf.

Von dem Augenblicke an, als er die Kirche betrat, ist seine Miene eine freundlichere geworden.

Auf der Straße sah er finster zu Boden; er weicht den Vorübergehenden scheu aus, denn ihm entgehen die Spottmienen nicht, mit welchen er und sein Vater von der jüngeren Welt belächelt werden. Er ärgert sich darüber und wirft auch Einem oder dem Andern einen wüthenden Blick zu, aber mehr thut er nicht, denn er ist klug genug, um einzusehen, daß, wer den Spott herausfordert, auch die Kraft besitzen muß, ihn zu ertragen.

Mit dem Eintritte in das alte Gotteshaus lichtet sich aber jedesmal sein Blick, glättet sich seine Stirne. Der von dem abscheulichen Hute befreite Kopf strahlt im Glanze jugendlicher Schönheit. Doch, wir bedauern, es sagen zu müssen, der Jüngling betet nicht;

sein Blick ruht auf einer der nahen Bänke, und da diese noch leer ist, so wird das Auge von einem Wehmuth-Schleier überhaucht, der lauter und deutlicher spricht, als tausend Klagen des Mundes. Sein Blick hat offenbar Jemanden gesucht und nicht gefunden, er senkt ihn jetzt vor sich nieder und überläßt sich seinen Gedanken. Um diese Zeit tritt ein Mädchen in die Kirche.

Ihr Gang ist langsam, die Bewegung des Körpers schüchtern, der Tritt unsicher. Sie näherte sich jener Bank, welche unser junger Mann kurz früher leer gefunden hatte, und nahm in derselben Platz. Wenige Sekunden darauf kniete sie nieder und begann zu beten.

Jetzt erst betrachten wir die Jungfrau näher.

Ihr ovales, lebensfrisches Gesicht ist durch zwei Kohlenaugen belebt, und durch Lippen wie mit Rosenblättern geziert. Anmuthig und keusch umlagern tausend Reize ihre Gestalt, bei der man nicht weiß, ob man sie mehr als eine Irdische lieben oder als eine Ideale verehren soll. Das holde Wesen ist ganz schwarz gekleidet; sie trauert um ihren Vater, der vor wenigen Monaten starb und dem der Gram das Herz gebrochen hat.

Unser junger Bekannter hatte die Anwesenheit der Jungfrau bald bemerkt, sein freudiger Blick beurkundete es, und wagte von Zeit zu Zeit einen Flug zu ihr.

Das war Alles.

Ach! flüsterte er bei sich, wie schön sie heute wieder ist.

Sonderbar, seit Monden schon sah er sie an jedem Wochentage an derselben Stelle und sie kam ihm täglich schöner vor.

Mit dem Augenblicke ihres Eintreffens, schien es dem jungen Manne täglich, als ob die Zeit Siebenmeilen-Stiefel angethan hätte' sein Vater erhob sich für ihn immer zu frühe um die Kirche zu verlassen.

Traurig schritt er heute so wie immer hinter ihm einher; als er an der Bank vorüberging, in welcher die schwarz gekleidete Jungfrau betete, verzögerte er wie gewöhnlich den Gang und wurde auch heute so wie immer von der Reizenden mit einem Blicke begrüßt, der ihm wie ein Feuerstrahl bis in das Innerste der Seele drang.

Und das war wieder Alles.

Nach dem Kirchengange setzte der alte Wiener am Arme seines Sohnes den täglichen Gang fort.

Man schritt in die Kärnthnerstraße hinab.

So wie immer wurde auch heute da vor dem Laden eines Greislers angehalten.

Es war nämlich stadtkundig, daß man in diesem Laden nicht nur Victualien, sondern auch alte Bücher zu billigen Preisen zu kaufen bekomme. Der Alte mit dem Molton-Mantel beehrte daher den Laden täglich nach dem Kirchengange mit seinem Besuche, durchstöberte die vorhandenen Bücher und kaufte, wenn ihm eines oder das andere zusagte. Während dieser Zeit blieb sein Sohn immer vor dem Laden und hatte Muße, seinen Erinnerungen nachzuhängen, die aber nie weiter zurück als bis zur Stefanskirche gingen.

An jenem Tage, von dem wir sprechen, wurde der Jüngling in seinen Gedanken gestört.

Zwei junge Zierbengel mit Schnur- und Knebelbärten, die eben pflastertretend aus Katzmayers Café — man gönne uns den Namen des früheren Besitzers — herüber kamen, postirten sich an seine Seite, und begannen, indem sie mit ihren strohgelben Händen kaum manöverirten, ihre Augenzwinker nach den Fenstern des gegenüber liegenden Hauses in Bewegung zu setzen.

Da Beide nicht nur gleiches Haar, sondern auch ganz gleich gekleidet waren — sie trugen nämlich die bekannten Spinatgrünen Gilets, Beinkleider und Halbfraks, dazu an den Beinen die unausweichlichen „Lakirten" und auf den Köpfen weiße Cylinder —, so finden wir, um sie zu bezeichnen, an ihnen keinen andern Unterschied, als daß der Eine sehr große Ohren und der Andere sehr große Beine hatte.

Wie mich dünkt, sagte der mit den großen Ohren, ist das Fenster noch geblendet.

Fi donc! versetzte der Andere, mein Glas ist heute ganz trübe. Ich nehme nichts aus.

Die Schuld wird nicht an dem Glase liegen; aber wie gesagt, da oben ist es noch Nacht, sie schläft noch.

Der Großfüßige strengte sich an, um auch Etwas wahr zu nehmen, aber vergebens!

Bei der Kehle der göttlichen Zerr! ich sehe nichts, gar nichts. Du bist also der Meinung . . . ?

Das wir jetzt noch ungelegen kommen werden.

Es ist aber bald zehn Uhr?

Mein Gott! wer weiß, wie spät man zu Bette gegangen ist! Aha, Freundchen, sieh doch da drüben den Engel! —

Der in der Trauer? —

Denselben. —

Verdammtes Glas! ich bin heute stockblind — alle Wetter! das ist ja — meiner Treu! es ist die reizende Pauline.

Unser junger Bekannter vor dem Greisslerladen, das frühere Gespräch mit anhörend, zuckte jetzt zusammen. Was bisher noch nie der Fall war, geschah heute. Er sah den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zum ersten Male außerhalb der Kirche, ja, er hörte sogar einen Namen nennen. Pauline hieß die Reizende!

Sein Blick folgte der Huldgestalt, bis sie in das Komödiengäßchen einbog, dasselbe durch welches vor Kurzem die beiden spinatgrünen Ritter gekommen waren.

Diese hatten dem Mädchen ebenfalls so lange als möglich nachgesehen, dann sagte der mit den großen Ohren zu dem Andern: Wie hast Du vorhin die holde Fee genannt?

Pauline.

Und wer ist diese Pauline?

Der junge Mann mit dem breit ausgeschlagenen Hemdkragen und dem Konushut auf dem Kopfe war ganz Ohr. Nur ein Gespräch über Pauline vermochte seinen Geist von ihrem Anblicke abzulenken.

Pauline, antwortete der Pflastertreter mit den großen Beinen, ist die Tochter eines Kassiers, der, wenn ich nicht irre, bei Nordstein und Comp. sehr lange im Hause war.

Und jetzt?

Jetzt ist er todt. Der arme Teufel war in der Wechselstube und hatte das Malheur, beim Auswechseln einer Note von tausend Gulden der Partei statt zehn Stück Hunderter eben so viele Tausender zu geben. Der Irrthum wurde von ihm zu spät bemerkt, die Partei ist nicht bekannt worden und Linden — so hieß der Arme — wurde brodlos. Aus Gram über das Unglück starb er vor einigen Monaten, und Pauline lebt mit ihrer Mutter in nicht beneidenswerthen Verhältnissen.

Sapperlot! erwiederte der mit den großen Ohren, schlechte Verhältnisse — das ist ja vortrefflich — am Ende ließe sich da anklopfen? —

Anklopfen? Warum nicht? Aber —

In diesem Momente fühlte sich unser junger Lauscher am Arme ergriffen. Sein Vater, ein altes Buch unterm Arme, war aus dem Laden gekommen und verhinderte ihn, das Weitere zu hören. Die bei

den Stutzer sprachen auch wenig mehr über diesen Gegenstand; der alte Wiener zog jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich; sie sahen einander an, schmunzelten und als der Vater sich gewohnter Weise in die Arme des Sohnes hing, fingen sie ungenirt zu lachen an.

Unser junger Bekannter wurde über und über roth; er war gesonnen, seinen Arm aus jenem des Vaters zu ziehen und den unmanierlichen Spöttern entgegen zu treten, allein der Alte verhinderte es und sagte zu ihm, aber ganz laut: Adolar, laß die beiden Esel in Ruh', denn wer Pech berührt, besudelt sich.

Was hat diese Mumie gesagt? rief der Spinatritter mit den großen Beinen.

Der Alte, indem er sich in Bewegung setzte, erwiederte: Ich heiße Hilarius Haltan und wohne auf der Laimgrube, Rothgasse Nr. 555, im zweiten Stock; ich habe früher gesagt: „Adolar, laß die beiden Esel in Ruh', denn wer Pech berührt, besudelt sich."

Vater und Sohn gingen fort.

Die beiden Pflastertreter wußten im ersten Augenblicke nichts Klügeres zu thun, als dem Paare hell und laut nachzulachen, worauf sie sich in jenes Haus verloren, dessen obere Fenster sie früher fixirt hatten.

Wir begleiten unsere früheren Bekannten auf ihrem weiteren Gange.

Sie nahmen den Weg auf das Glacis, dort wurde jene Allee, die am Stadtgraben vom Kärntner- bis zum Burgthor führt, einmal auf und einmal abgewandelt, dann ging es über die alte Steinbrücke, welche damals noch nicht abgerissen war, hierauf kam man in die Wiedner Hauptstraße, wo der Alte täglich aus einem bestimmten Bäckerladen einige Brode mit sich nahm, von wo man endlich durch das Adlerhaus in die Schleifmühlgasse, dann über die Wien und so fort nach Hause gelangte.

Bevor wir Herrn Hilarius Haltan und seinen Sohn Adolar heute verlassen, fühlen wir uns verpflichtet, unsere Leser darüber aufzuklären, wie der Sohn eines ehrbaren alten Wieners zu dem kalenderwidrigen Namen „Adolar" gekommen war.

Herr Hilarius war in früheren Tagen ein sehr intimer Freund des bekannten Volksdichters Alois Gleich, der unter den Namen Ludwig Dellarosa eine solche Unzahl von Ritter- und Geistergeschichten geschrieben hatte, daß er später seine eigenen Bücher, wenn er eines oder das andere in die Hände bekam, oft nicht wiedererkannte.

Eines Tages kam Hilarius zu Gleich.

Er findet ihn schreibend und zwar mit einem Eifer und einer Hast, die unserem Bekannten ganz neu vorkamen.

Du bist heute sehr fleißig?

Ich muß, ich muß! Der Buchhändler pressirt mich.

Oder vielleicht der leere Beutel?

Den Teufel auch! versetzte der Volksdichter, meinst Du, daß ich für dieses Manuscript noch einen Groschen zu bekommen hätte? Das Honorar ist schon längst beim Teufel oder besser gesagt beim Bierwirth. Jetzt aber laß mich ruhig, ich muß, ich muß —

Bruder, ich kann Dir nicht helfen, Du mußt mit mir gehen.

Mit Dir? Wohin denn?

Meine Frau ist gestern mit einem Knaben entbunden, in drei Stunden ist die Taufe und Du mußt der Pathe sein.

G l e i c h kratzte sich hinter den Ohren.

Bruder, das geht nicht.

Es muß gehen.

Wohlan! sagte der Dichter in einem Anfluge von Muthwillen, ich will der Pathe Deines Sohnes sein, aber unter einer Beingung.

Laß hören.

Dein Kind muß denselben Namen führen, wie dieses, mein Kind.

Er hob dabei sein Manuscript in die Höhe.

Und wie heißt dieses Kind?

Adolar oder Blutschuld und Blutsühne.

Also Adolar! Gut, es bleibt dabei, mein Sohn wird Adolar heißen.

Aber der Mensch denkt und der Pfarrer und die Censur lenkt.

Letztere versagte dem Gleich'schen Manuscripte das Imprimatur, Ersterer weigerte sich den Haltan'schen Knaben auf diesen ketzerischen Namen zu taufen, und ging erst dann darauf ein, als Gleich den Doppel-Namen: „Adolf-Adolar" in Vorschlag brachte.

Hilarius hielt jedoch sein dem Pathen gegebenes Versprechen, der Knabe wurde statt Adolf immer mit dem Namen „Adolar" gerufen und so erhielt sich der Name des Haltan'schen Sohnes bis jetzt, während das Gleich'sche Manuscript wahrscheinlich umgearbeitet einen andern Titel erhielt.

Zweites Kapitel.

Drei Frauen.

Ein Quartier des kolossalen Bürgerspitals, dessen Fenster auf den Spitalsplatz herabschauen, ist von einer Dame bewohnt, bei welcher wir unsere Leser einführen wollen.

Der Name jener Frau ist: Gabriele Walker.

Wir bitten die Leser, den Familiennamen ja nicht englisch, sondern rein deutsch auszusprechen. Freilich werden Sie sich dadurch der Besitzerin desselben nicht sehr angenehm machen, denn diese hörte sich mit besonderer Vorliebe Miß Uoaker nennen, aber daran kehren wir uns nicht, wir bleiben der Wahrheit getreu, und sprechen den deutschen Namen auch deutsch aus.

Indem wir die genannte Dame einer näheren Besprechung würdigen, gerathen wir gleich in Vorhinein über die ihr beizulegende Titulatur in Verlegenheit.

Frau können wir sie nicht nennen, denn sie ist nicht im Besitze eines Gatten; Wittfrau wäre eben so falsch, denn sie war nie vermählt; gegen die Benennung Fräulein protestiren drei Söhne, von denen der Aelteste zwanzig, und der Jüngste zwölf Jahre alt ist.

Ueber die Abstammung dieser drei Staatsbürger herrscht nicht der geringste Zweifel.

Alle Personen, die je in die Lage kamen, mit der genannten Dame zu verkehren, haben es aus ihrem eigenen Munde, denn sie spricht über frühere Zeiten mit einer Nonchalance, bei der man nicht weiß, ob man sie mehr bewundern oder verachten soll.

Gabriele Walker, in einem norddeutschen Duodez-Städtchen geboren, kam, die Götter mögen wissen, durch welchen Zufall, als fünfzehnjähriges Mädchen nach Wien, und war in kurzer Zeit so glücklich, die Aufmerksamkeit eines Cavaliers, der ein Fürst war, auf sich zu ziehen, und seine mehrjährige „Freundin" zu werden. Da aber Beständigkeit, wie bekannt, keine der aristokratischen Tugenden ist, Gabriele aber noch immer ein reizendes Geschöpf war, so wurde der fürstliche Abgang bald durch einen Baron ersetzt, der abermals einige Jährchen aushielt. Allein

auch dieser ging den Weg der treulosen Welt, und die Verlassene war nun benüssigt, nach einem alten Bankier zu schnappen, der zwar nicht von Adel war, dagegen aber entsetzlich viel Geld besaß.

Gabriele war so unglücklich, oder richtiger gesagt, so glücklich, aus jeder dieser Verbindungen ein lebendiges Andenken zu behalten, und da sie so viel Klugheit besaß, sich gleich Anfangs um einen tüchtigen Rechtsanwalt umzusehen, so kam den erwähnten Herren ihre galante Passion ziemlich theuer zu stehen.

Wie überall, so wurde auch hier der Bürgerliche — nämlich der Bankier — am meisten in Anspruch genommen. Der Unglückliche war nämlich Gatte einer noch lebenden Frau, welcher er seinen Reichthum verdankte, und da diese Frauen die abscheuliche Marotte haben, von ihrem Manne Treue und Gewissenhaftigkeit zu verlangen, so mußte dem fünfperzentigen Alten daran gelegen sein, die fatale Sache ganz in der Stille abzuthun. Daß dieses „Vertuschen" so hoch zu stehen kam, als ob es mit dem feinsten chinesischen Tusche vertuscht worden wäre, das war die Sorge des Advokaten.

Seit jener Zeit lebt Gabriele von den

Renten dreier Kapitale, die für ihre Söhne deponirt sind.

Wie wir bereits erwähnten, machte sie daraus gar keinen Hehl: sie sprach sehr gern von der Vergangenheit und konnte noch jetzt herzlich darüber lachen, wenn sie auf die Angst des spießbürgerlichen Bankiers zu sprechen kam, die er stets an den Tag legte, so oft von seiner Gattin die Rede war, oder wenn man ihm gar mit Veröffentlichung seines Geheimnisses drohte.

Die Namen ihrer Söhne waren: jener des ältesten Rupert, des andern Hugo und des jüngsten Ernst.

Die zärtliche Mutter pflegte jedoch ihre Sprossen niemals bei ihren Namen zu nennen. Ob zu Hause oder in Gesellschaft, gleichviel, wo sie sich befinden mochte, wenn sie von einem ihrer Söhne sprach, sagte sie blos, je nachdem sie den einen oder den andern meinte: „mein Fürst," oder „mein Baron" oder „mein Bankier."

Durch diese charakteristische Benennung bezweckte Miß Walker, daß sie an den Tag legte, welch' hoher Verbindungen sie sich einst zu erfreuen hatte, und ferner, daß sie sich dadurch die verflossenen Zeiten gewissermassen vergegenwärtigte.

Uebrigens war Frau Walker, obschon sie gerade das dritte Dutzend der Lebensjahre hinter sich hatte, noch immer eine angenehme Frau, die es nicht ungnädig aufnahm, wenn man ihr Schönheiten sagte, die sogar den Freuden der Welt noch nicht ganz entsagt haben würde, wenn sie nicht vor ihrem Aeltesten — nämlich vor ihrem F ü r st e n, der, wie gesagt, schon zwanzig Jahre zählte — eine gewisse Scheu gehabt hätte, die sie nicht so leicht, als die weibliche Scham, überwinden konnte.

Gabriele war eine kräftige Frau; ihre blauen Augen waren nicht ohne Anmuth, ihre braunen Haare wurden noch immer mit jener Sorgfalt gepflegt, für welche weiland der Baron so geschwärmt hatte, und die Zähne erfreuen sich noch immer jener Weiße, die einst den Bankier alle auf der Börse erlittenen Verluste vergessen machte.

Nach diesem vorausgeschickten Detail betreten wir die Wohnung der genannten Dame. Sie hat fünf Gemächer inne, von denen zwei zu ihrem eigenen Gebrauche, eines für ihren Fürsten, eines für die andern zwei jungen Herren und das letzte für die Dienerschaft bestimmt ist.

Gabriele hat eben ihren kleinen Bankier an der Seite und liegt am offenen Fenster, welches, wie wir schon erwähnt haben, auf den Spitalsplatz hinabging.

Mama, rief der kleine Ernst, sehen Sie nur, dort drüben sitzt Bruder Rupert mit anderen Herren vor dem Kaffeehause.

Nennst Du ihn schon wieder „Bruder Rupert?" grollte die Mutter; ich habe Dir schon oft genug befohlen, Du sollst ihn „Herr Bruder" nennen.

Aber, warum dies, liebe Mama? fragte Ernst.

Die Ursache ist einfach die, weil er schon ein erwachsener Mann ist, und weil — doch das wirst Du erfahren, wenn Du erst groß genug geworden.

Dann werde ich auch, wie Sie mir mehrmals versprochen, in das Kaffeehaus gehen dürfen?

Ja, mein Sohn, auch das Kaffeehaus steht Dir dann offen.

Der Kleine klatschte freudig in die Hände.

Werde ich dann auch so, wie Rupert und Hugo — Herr Rupert und Herr Hugo, wollte ich sagen — nichts mehr lernen dürfen? fragte er weiter.

Gar nichts mehr, mein Kind! lautete die Antwort.

Ah, das ist schön. Dann werde ich auch rauchen —

Wenn es Dir Freude macht —

Allein ausgehen —

So oft Du willst —

Ah, Mama, wie freue ich mich auf diese Zeit. Aber, wie bald werde ich das Alles thun dürfen?

In vier Jahren.

O weh! das ist noch lange hin.

Du bist aber auch noch klein.

Der Kleine wollte eben eine neue Einwendung machen, als an der Thür geklopft wurde.

Eine bejahrte Frau, einfach bürgerlich, aber ganz in Schwarz gekleidet, trat ein.

Gabriele hatte sie kaum erblickt, so sagte sie freundlich und herablassend: Ei, sieh da! meine werthe Frau Linden, seien Sie mir willkommen.

Sie verzeihen, gnädige Frau, sagte die Eingetretene, daß ich Sie mit meinem Besuche belästige.

O, wir sind ja alte Bekannte, antwortete Gabriele, ich bitte, nehmen Sie Platz. Geh,

mein Sohn, — sie wandte sich zu Ernst — geh auf Dein Zimmer, ich will mit dieser Frau allein sein.

Der Sproße des Bankiers, in Folge seines angebornen bürgerlichen Gehorsams, verließ das Zimmer.

Der junge Herr ist sehr folgsam! bemerkte Frau Linden.

Oh, meine Liebe! ich kann Sie versichern, er geräth ganz seinem Vater nach. Bei meinem Baron ist es derselbe Fall, er entwickelt einen Charakter, wie sich ihn nur ein Edelmann wünschen kann. Und erst mein Fürst! Wenn Sie den sehen, das ist eine Figur, eine Grazie, eine Noblesse, auf fünfzig Schritte schon erkennen Sie die Durchlaucht an ihm. Doch jetzt, liebe Frau Linden, sagen Sie mir, wie geht es Ihnen? Was thun Sie, was machen Sie?

Die Frau in der Trauer seufzte tief auf und sagte: Ich bin sehr unglücklich.

Ich habe von dem harten Schlage gehört, der Ihre Familie traf.

Meinem Manne hat der Gram das Herz gebrochen.

Der Arme! er ist aber auch sehr unvorsichtig gewesen.

Gnädige Frau, sagte die Andere traurig, Sie werden doch nicht glauben, daß eine Veruntreuung —

O nein, meine Liebe, das fällt mir nicht ein; aber als Kassier in einem so großen Geschäfte kann man nie vorsichtig genug sein. Wäre er es gewesen, so hätte er nicht statt Hunderter, Tausender hinausgeben können. Zu jener Zeit, als Ihr Mann bei meinem alten Bankier im Hause war, habe ich nur Lobenswerthes von ihm gehört; er hätte nicht zu Nordstein und Kompagnie gehen sollen.

Aber, gnädige Frau, Sie erinnern sich doch, daß Sie die Schuld an seiner Entfernung trugen.

Ich? Davon weiß ich keine Silbe.

Die Gattin des Bankiers hatte meinen Mann im Verdacht, daß er bei dem Verhältnisse ihres Gemals mit Ihnen den Zwischenträger mache.

Gabriele brach in ein lautes Lachen aus.

Das arme Gänschen, sagte sie; wie man auf einen so simplen Mann, wie der Bankier ist, nur so eifersüchtig sein kann; aber das kleinbürgerliche Volk wird mit solchen beschränkten Ansichten geboren und in ihnen erzogen. Mir that es sehr leid um Sie und

Ihre Familie, als ich von dem Unglück hörte. Wie viele Kinder haben Sie?

Vier, gnädige Frau.

Darunter eine erwachsene Tochter?

Ja, meine Pauline.

Das Mädchen soll sehr schön sein?

Eben so schön, als fleißig.

Nun, da dürfen Sie nicht verzweifeln. Eine hübsche Tochter hat klugen Eltern noch nie Schaden gebracht.

Frau Linden wurde etwas verlegen. Sie wollte der Dame sagen, daß ihr Kind auch brav und fromm erzogen sei, allein sie fürchtete, sie zu beleidigen und schwieg.

Haben Sie eigenes Vermögen? fragte Gabriele.

Wenig. Die Rente ist kaum so groß, um für Eine Person zu genügen.

Was thun Sie also?

Wir arbeiten. Meine jüngere Tochter, die erst dreizehn Jahre alt ist, wird auch schon in Anspruch genommen. Aber Sie wissen es wohl, gnädige Frau, wie schlecht heut zu Tage Handarbeiten bezahlt werden.

Mein Gott! es ist sehr traurig, wenn man arbeiten muß; da Sie sich indessen dazu entschlossen haben, so glaube ich, daß

Sie wohl hinlängliche Beschäftigung finden werden.

Ach, seufzte die Witwe des Kassiers, wenn dem so wäre, bliebe uns ja wenig zu wünschen übrig; aber leider mangelt es uns, selbst bei dem besten Willen, häufig an Arbeit; dieses ist der Grund, der mich zwang, Sie, gnädige Frau, zu belästigen. Sie haben zahlreiche Verbindungen und Bekanntschaften; wenn es Ihnen beliebte, meiner Bedrängtheit zu gedenken und mich hier und da zu empfehlen —

Recht gern, sagte Gabriele mit einer Protektorsmiene, wenn Ihnen damit gedient ist; aber ich an Ihrer Stelle, liebe Frau, würde ganz anders spekuliren.

Ach, gnädige Frau, sagte die Witwe traurig, wo kein Kapital ist, da hört jede Spekulation auf.

Oh, meine Beste, Frauenschönheit ist auch ein Kapital, und zwar ein sehr schätzenswerthes Kapital. Wer weiß, ob ich mir mit einem Kapitale von 20,000 Gulden eine solche Existenz gegründet hätte, wie ich es mit meiner Schönheit gethan habe. Man kann ein braves Frauenzimmer sein und dabei doch seines Vortheils gedenken. Ich war ein armes

Mädchen, habe ein angenehmes Leben verbracht und lebe auch jetzt in angenehmen Verhältnissen. Sehen Sie, ich komme in die geachtetsten Häuser und bin überall wohl gelitten; ich habe im Operntheater meine Loge; mein Nachbar rechts ist ein Graf, der mit mir so freundlich ist, als ob ich seine Geliebte wäre, und der Andere links, ein Diplomat, der spricht mit mir mit einer Ehrfurcht, wie er sie nur für einen Paragraph der Bundesakte hegt. Ich frage Sie also, was würde ich jetzt sein, wenn ich irgend einen Bürger geheirathet hätte? Nichts, gar nichts. Was sind Sie, arme Frau, die Sie Ihrem Manne sogar ein kleines Kapitälchen als Morgengabe mitgebracht haben? Ich will Ihnen nicht wehe thun, der Himmel bewahre! Ihr Mann war brav und Sie sind es ebenfalls, allein, da es für uns von Vortheil ist, so lange man jung und reizend ist, sich aus der bürgerlichen Sphäre herauszuwinden, so muß ich Sie darauf aufmerksam machen, damit Sie den Unterschied erkennen. Ich weiß nicht, was Sie mit Ihrer Pauline zu thun beabsichtigen, aber es wäre Schade, wenn Sie ihre Jugend verstreichen ließen, ohne dem Mädchen und sich zu helfen.

Gabriele sprach diese Rede, durch deren abscheulichen Inhalt die Witwe bis in's Innerste ihrer Seele verletzt wurde, mit einer so empörenden Ruhe und Offenheit, als ob es die tugendhaftesten Rathschläge wären, die sie der Bedrängten ertheilte. Man sah es dieser Frau an, daß es ihr mit ihren Ansichten voller Ernst sei, und daß sie weit entfernt war, den eigenen Lebenswandel nur im Entferntesten tadelhaft zu finden. Seit einer Reihe von Jahren von jenen Kreisen der Residenz umgeben, denen wir keine anderen Namen zu geben wissen, als die der „e l e g a n t e n," war es natürlich, daß sie sich in die Denkungsweise und in die Grundsätze dieser Schichte hineingelebt hatte, die so, wie der Schaum auf der Oberfläche des Wassers, auf der „Obenseite" der Gesellschaft einherschwimmt. Gabriele meinte es aufrichtig mit Frau Linden, denn nach ihrer Ansicht war es unpraktisch, Tugend und Laster so scharf von einander zu scheiden, und die Grenzen der ersteren so eng und jene der letzteren so weit zu ziehen. Wie sie sagte, konnte man immerhin ein braves Frauenzimmer sein, und seinen Vortheil doch im Auge behalten.

Die Witwe war in großer Verlegenheit,

sie wußte nicht, was sie erwidern solle? In der Lage, in der sie sich befand, war es gar nicht rathsam, der Dame, bei welcher sie als Bittstellerin erschien, feindlich entgegen zu treten. Sie fühlte sich in diesem Augenblicke um so weniger zur Sittenpredigerin berufen, da sie das Erniedrigende ihrer Stellung in ganzer Wucht fühlte: Die bürgerliche Tugend war bemüssigt, bei dem eleganten Laster als Bittende zu erscheinen.

Gnädige Frau, sagte sie endlich, ich fühle, daß Sie es mit mir gut meinen, und dafür danke ich Ihnen. Was Sie mir vorstellten, ist leider wahr, allein, nicht Alles, was wahr ist, ist auch recht und gut. Mit dem Gedanken arbeiten zu müssen, erzogen, fällt uns die Arbeit nicht schwer; wir thun es ja gerne, wenn wir nur immer Arbeit haben.

Wenn Ihnen nur darum zu thun ist, versetzte Gabriele so unbefangen wie früher, ohne sich von der Ansicht der Witwe berührt zu zeigen, so wird sich auch da ein Ausweg finden. Warten Sie, lassen Sie mich ein wenig nachdenken.

Nach einer kurzen Pause wieder beginnend, fragte sie: Kennen Sie die Baronin von Rottenheim?

Ich habe nicht die Ehre.

Ach, mein Gott, Sie kennen die Baronin Rottenheim nicht, die in den elegantesten Salons wie zu Hause ist, die heute bei Präsidenten und morgen bei Generälen zu Besuche ist, die nur zu wollen braucht, und sie hat über Stellen und Aemter zu verfügen, die bei Gesandtschaften und Atachès ein- und ausgeht, die, mit Einem Worte, eine der einflußreichsten Damen in der Residenz ist, wenn sie es nur sein will?

Wie gesagt, gnädige Frau, ich habe nicht die Ehre.

So werde ich Ihnen diese Ehre verschaffen; ich werde Ihretwegen mit der Rottenheim sprechen; wenn sie sich Ihrer annimmt, so sind Sie und Ihre Kinder geborgen. Haben Sie einen erwachsenen Sohn?

Nein, gnädige Frau, mein Franz ist erst neun Jahre alt.

Schade, sonst wäre er augenblicklich angestellt worden, das heißt, wenn die Rottenheim sich für ihn verwendet.

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach hier das Gespräch.

Auf den Anruf der Dame vom Hause trat jetzt eine elegant gekleidete, sehr hübsche Frau ein.

Gabriele hatte sie kaum erblickt, als sie mit dem Ausrufe: „Henriette!“ ihr entgegeneilte und sie umarmte.

Frau Linden machte ihrem Besuch ein Ende.

Gabriele entließ sie sehr freundlich.

Im Falle ich Ihrer benöthigen sollte, sagte sie zu der Witwe, wo sind Sie zu treffen?

Wir wohnen noch in unserem früheren Logis.

Die Frau vom Hause grüßte sie nochmals freundlich und widmete sich nach ihrer Entfernung ihrem neuen Besuche.

Jetzt zu Ihnen, meine theure Henriette, nehmen Sie an meiner Seite Platz. Wie befinden Sie sich? Ich habe Sie jetzt schon vier Tage lang nicht gesehen, eine Frist, die hinreicht, tausend neue Blumen in ein Menschenleben einzuweben.

Oder auch eben so viele Dornen, bemerkte die anmuthige Brünette, welche von Madame Walker Henriette genannt wurde.

Dornen? Bei Ihnen? erwiderte Gabriele, muthwillig lachend. Sie scheinen heute sehr heiter, eine junge reiche Frau —

Die einen alten eifersüchtigen Gatten hat—

Thun Sie Ihrem guten Valentin nicht Unrecht, er ist erst fünf und vierzig Jahre alt—

Und ich, rief die Brünette mit ironischem Lachen, ich bin schon zwanzig alt.

Frau Walker begann nun auch zu lachen. Beide Frauen geriethen in die heiterste Laune.

Fünf und vierzig, begann Gabriele, das ist eine Zahl, welche bei einem Manne noch immer zu den sogenannten „besten Jahren" zählt.

Du lieber Himmel! seufzte Henriette mit komischem Pathos, die Jahre würde ich ihm gern vergeben, wenn er nur nicht so entsetzlich eifersüchtig wäre.

Sie werden ihm wahrscheinlich Veranlassung dazu geben?

Ein Eifersüchtiger bedarf keiner wirklichen Veranlassung, er erfindet sie. Noch habe ich mir nichts vorzuwerfen, aber meiner Treu! wenn seine Quälereien kein Ende nehmen, so weiß ich nicht, was ich noch thun werde.

Diese halb ernst, halb scherzhaft gesprochene Drohung gab beiden Frauen wieder Gelegenheit, ihrer muntern Laune die Zügel schießen zu lassen.

Ja, meine Liebe, rief Gabriele, nicht Jeder ist das Glück beschieden, einen Mann zu bekommen, der reich und liebenswürdig zugleich ist. Sehen Sie, ich habe Zwei gehabt, die reich und liebenswürdig waren; der Dritte war freilich ein Murmelthier, aber er besaß nichts desto weniger einige sehr anziehende Eigenschaften. Sagen Sie mir jetzt aufrichtig: haben Sie wirklich noch keinen Anbeter?

Anbeter genug, aber keinen Liebhaber - antwortete Henriette aufrichtig.

Sie sind für Ihr Alter sehr genügsam. Und Ihr Gatte quält Sie dennoch? Dann ist ja das ein Tyrann, ein Barbar.

Davon weiß ich am Besten zu erzählen, Ach, meine liebe Gabriele, von einem Leben wie ich es führe, können Sie sich keinen Begriff machen. Sehen Sie, in diesem Augenblick bin ich bei Ihnen, ich bin aber überzeugt, daß mein Mann mir gefolgt ist und sich irgendwo in der Nähe aufhält, bis ich den Heimweg antrete.

Nicht möglich! rief die Dame mit den drei Söhnen, das wäre gar zu köstlich! Am Ende ist er gar auf der Straße unten, da muß ich mich doch gleich überzeugen.

Sie eilte an's Fenster.

Kaum bei demselben angelangt, brach sie auch schon in eine laute Lache aus.

Meiner Treu! dort steht der weiße Othello — oh, oh! — das ist originell — ich bitte Sie, kommen Sie doch her und sehen Sie den alten Pavian an, wie er ununterbrochen auf die Treppe herüberstarrt, die zu meiner Wohnung führt — oh, oh! — das ist himmlisch, göttlich, so Etwas ist mir noch nicht vorgekommen.

Mir alle Tage! versetzte Henriette traurig.

Na, fuhr Gabriele in Extase fort, wenn der mein Mann wäre, dem würde ich ein Geweih aufpflanzen, daß sich die ganze Stadt daran erbauen sollte.

Sie begab sich wieder auf ihren Sitz.

Arme Frau! sagte sie zu Henriette, Sie sind um den Reichthum nicht zu beneiden, den Sie im Hause Ihres Gatten gefunden haben. Einer solchen thörichten Handlungsweise ist aber auch nur ein bürgerliches Gemüth fähig. Ein Kavalier würde sich nicht so lächerlich machen. Entweder — oder! Entweder, man übersieht die Sache und rekompensirt sich anderswo, oder man verläßt die Frau, oder man stoßt einem begünstigten Nebenbuhler drei Zoll Eisen in die Brust.

Wenn mich mein Mann aber wirklich liebte? bemerkte die schöne Brünette nich ohne Gefühl.

Gabriele lachte hell auf und rief: Henriette — arkadische Unschuld — naives Kind — einfältiges Gemüth — abergläubische Seele! — Bilden Sie sich so etwas wirklich ein?

Und warum nicht? Ist es etwa unmöglich?

Ja, es ist unmöglich —

Und warum sollte es nicht sein können?

Sie haben Ihren Mann geheirathet, al er schon Witwer war.

Er hat aber seine erste Frau nicht aus Liebe genommen.

Ganz recht, seine damals noch lebenden Eltern zwangen ihn gewissermaßen dazu, und wissen Sie, warum man ihn zwingen mußte, seine erste Frau, die auch hübsch und jung war, zu nehmen? Weil er verliebt war.

Eine Jugend-Bekanntschaft.

Den Teufel auch! rief jetzt Gabriele, das war eine saubere Jugendbekanntschaft, die jenem armen Mädchen theuer zu stehen kam. Meiner Treu, wenn ich mich nicht irre, so dürfte die Frucht dieser sogenannten Jugendbekanntschaft jetzt schon älter sein, als Sie sind.

Henriette wurde über und über roth.

Gabriele zog die junge Frau schmeichelnd an sich und bedeckte ihre reizende Stirn mit unzähligen Küssen.

Sie werden doch nicht böse sein, meine süße Freundin, bat sie im flehenden Tone, daß ich Ihnen jetzt unbedacht die Jugendsünden Ihres Gatten verrieth? Ich wollte Sie nur überzeugen, daß, wenn man einerseits verliebt, andererseits schon verheirathet war, daß man dann das dritte Mal unmöglich mehr lieben kann.

Ich habe keine Ursache, Ihnen zu grollen, erwiderte die Andere, denn, was Sie mir sagten, war für mich kein Geheimniß. Es überraschte mich nur, weil ich zu meinem Staunen erfahre, daß auch Sie davon Kunde haben.

Mein Himmel! ich bin auf eine ganz unschuldige Weise zur Kenntniß dieser Thatsache gelangt. Als die Rede davon war, Sie würden Herrn Spießer heirathen, theilte mir eine Bekannte den Fall mit. Ich hielt den Gegenstand für zu geringfügig, um weiters daran zu denken, denn Dergleichen ist so etwas Alltägliches, daß es sich gar nicht der Mühe lohnt, darüber ein Wort zu verlieren.

Sie haben Recht, sagte jetzt Henriette, die Männer sind ein abscheuliches Volk —

Das heißt, die Ehemänner! verbesserte Gabriele.

Ich glaube, es wird kein Unterschied zu finden sein.

Dagegen protestire ich, theuere Henriette; ein Liebhaber ist ein ganz anderes Ding, als ein Ehemann. Es ist eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, daß im eigenen Weingarten die reifen Trauben nicht so gut schmecken, als im fremden; dem Gatten sind wir eine erlaubte, dem Liebhaber eine verbotene Frucht, und das alte Sprüchlein von „den verbotenen Früchten" wird Ihnen wohl auch bekannt sein?

Henriette lächelte.

Es freut mich, daß Sie Ihre gute Laune zu behaupten wissen, sagte Gabriele, ich will Ihnen jetzt einen Vorschlag machen.

Lassen Sie hören.

Begleiten Sie mich heute in die Oper.

Das ist nicht möglich. Ich und mein Mann sind gesonnen, heute „an die Wien" zu gehen.

Und darum nicht möglich? Du lieber Himmel, als ob Ihr Mann nicht ohne Sie

ins Theater gehen könnte. Sind Sie froh einen Abend ohne ihn zuzubringen.

Ohne ihn? Glauben Sie, daß er mir nicht alsogleich ins Theater folgt? Er würde auf irgend einer Gallerie uns gegenüber Platz nehmen und den ganzen Abend kein Auge von uns wenden.

Das ist ein hübsches Leben! Indessen, was liegt daran? mag er es thun; wir werden uns deßhalb doch angenehm unterhalten. Die Theaterzeit ist nicht mehr ferne. Kommen Sie mit mir ans Fenster, wir wollen uns ein wenig an der Bewegtheit auf dem Platze ergötzen und dann in die Oper gehen. Ihr Mann steht rechts oben, Sie dürfen Ihr Auge nur gleich links gegen das Portale wenden, so werden Sie seinem Blicke nicht begegnen.

Beide Frauen legten sich ans offene Fenster.

Ein angenehmer Aprilabend! bemerkte Gabriele.

Wie lebhaft es auf dem Platze ist; dieses Gewimmel! In der Vorstadtstraße, wo wir wohnen, ist es weit einsamer.

Das glaube ich. Wie kann man abre auch mit einem so hübschen Vermögen in der Kothgasse wohnen? Schon der Name wäre mir zuwider!

Mein Mann will das Haus nicht verlassen, er wurde in demselben geboren —

Und will in demselben sterben! fiel ihr Gabriele in die Rede; daran erkennt man wieder ganz den Spießbürger; weil das Murmelthier in der Kothgasse geboren wurde, will es auch in der Kothgasse sterben!

Eine unbezwingbare Neugierde veranlaßte Henriette, ihr Köpfchen nach rechts zu wenden, um nach ihrem Gatten zu spähen. Gabriele, welche dies bemerkte, that das Gleiche und fuhr ohne Unterbrechung in ihrer Rede fort: Sie suchen Ihren Holden, nicht wahr? Ich habe ihn schon, dort steht er —

Wo denn? Ich sehe ihn nicht.

Dort, hinter dem Fiaker.

Richtig! dort ist er auf der Lauer.

In diesem Augenblicke wurde die Aufmerksamkeit der beiden Frauen von dem wenig anziehenden Gegenstande auf einen andern gelenkt, der in der That ganz geeignet war, mehr Interesse einzuflößen.

Eine Equipage rasselte heran.

Wegen des Getümmels auf dem Platze mußte sie anhalten.

Zwei herrliche Braunen schüttelten die

Mähnen und schlugen mit den Eisen auf das Pflaster, daß die Funken stoben.

In der mit lichtblauem Atlas austapezirten Chaise saß eine junge, blonde Dame, in dunkelm Grün gekleidet, mit ideal geschwungener Feder auf dem Hute. Ihre ganze Toilette war nicht nur elegant, sondern auch überaus geschmackvoll. Selbst die Livree war herrlich.

Die junge Dame sandte während des kurzen Stillstandes ihre Augen nach den umliegenden Fenstern, und als sie auf jenes stieß, an welchem die beiden Frauen lagen, grüßte Gabriele sehr freundlich herab, was von der Dame im Wagen mit einem kurzen vornehmen Kopfnicken erwiedert wurde. Ein kaum merkbares Lächeln war dem stolzen Gruße als Würze beigegeben.

Henriette war ganz Auge.

Als der Wagen sich dem Theatergebäude näherte, wagte die Brünette die Frage: Wer ist diese Dame? Worauf Gabriele, gleichsam stolz auf den Gruß, der ihr eben zu Theil wurde, mit einer gewissen Wichtigkeit versetzte: Das, meine Liebe, ist die Baronin von Rottenheim! Doch, jetzt kommen Sie; heute müssen Sie mit mir in's Theater,

heute ist die Baronin Rottenheim in ihrer Loge, heute wird es in der Oper viel elegante Welt geben.

Henriette willigte ein. Während Gabriele Toilette machte, kam der kleine Ernst aus seinem Exil herüber.

Mama, sagte er, gehen Sie ins Theater?

Ja, mein Sohn.

Ich bitte, nehmen Sie mich mit.

Für heute ist es nicht möglich.

Ach, Mama, fuhr er mit weinerlicher Stimme fort, indem er sich die Augen rieb, ich sehe die schönen Mädchen mit den nackten Beinen so gern.

Gabriele schmunzelte, zog Henriette an sich und lispelte ihr zu: Da haben Sie meinen kleinen Bankier; ganz so, wie sein Vater! dieselben Passionen, dieselben Liebhabereien. Mein lieber Sohn, wendete sie sich hierauf zu dem Kleinen, heute ist kein Ballet, morgen wird eines aufgeführt, und wenn Du brav bist, nehme ich Dich morgen mit.

Der Knabe ging trauriz von dannen.

Nun, meine Liebe, wandte sich Gabriele zu ihrem Besuche, was sagen Sie zu dieser Folgsamkeit? Nicht wahr, das ist eine Er-

ziehung? Der Junge ist aber auch ein veritables Taubengemüth, ganz wie sein Vater.

Nach einer Weile verließen die Frauen die Wohnung.

Als sie auf der Straße erschienen, bog Henriette rechts ein.

Wohin wollen Sie? fragte Gabriele.

Ich muß meinem Manne einige Worte sagen.

Es lohnt sich in der That der Mühe, daß Sie diesem Ungethüm noch nachlaufen!

Als Herr Valentin Spießer die beiden Frauen aus dem Thore treten sah, eilte er ihnen entgegen.

Ei, ei, mein Herr, begann Gabriele ironisch, Sie sind um Ihre Gattin sehr besorgt.

Der Angeredete, ein blonder Mann mit vollem Gesichte, einfältigen Augen und einem sogenannten Hausherrnbauch, lächelte boshaft und sagte: Das kommt daher, weil ich Henriette gern habe.

Da werden Sie heute wohl einen langweiligen Abend zubringen, denn Ihre Frau geht mit mir in die Oper.

Ist das wahr? wendete sich Spießer erschrocken an seine zweite Hälfte.

Ja, mein Bester, es ist wahr.

Wir hatten aber beschlossen —

Ins Theater an der Wien zu gehen? ganz recht, ich bin aber von der Idee abgekommen. Ich gehe in die Oper.

Valentin war verlegen. Er sah verblüfft auf Henriette und schien zu warten, daß man ihn ebenfalls einlade, mitzugehen; als dies aber nicht geschah, sagte er: Nun, wenn es Dir Vergnügen macht, so geh' in's Himmels Namen!

Die Frauen gingen mit einem Kopfnicken von dannen.

Kaum waren sie in das Gebäude getreten, so eilte ihnen Valentin mit roth gewordenem Gesichte nach.

Drittes Kapitel.

Eine Nachbarschaft.

Seitdem Shakespeare in „Romeo und Julie“ die Liebe, und in „Othello“ die Eifersucht verkörpert hat, haben unzählige Verliebte und Eifersüchtige gelebt; aber unter allen Eifersüchtigen von Othello angefangen hat es auf der ganzen lieben Gotteserde keinen ärmeren Teufel gegeben, als Valentin Spießer.

Die Eifersucht — jene Leidenschaft, die in neuerer Zeit oft zum Lächerlichen und selten zum Tragischen führt — hatte sich dieses Ehemannes mit um so größerer Kraft bemeistert, da er ihr weder geistigen noch phisischen Widerstand entgegen zu setzen vermochte. Er war zu beschränkt, um ihrer geistig Herr zu werden, und zu feige, um ihr auf geradem Wege entgegen zu treten und sie zu bekämpfen.

Eifersucht, dieses irdische Bleigewicht an den Füßen der Himmelstochter Liebe, diese Rie=

senwucht, jeden Augenblick bereit, das heiligste Gefühl herab in den Staub zu zerren! Eifersucht entbrennt den Muthigen zum Kampf und wirft den Schwachen wie einen Spielball umher; jener wird tragisch, dieser lächerlich.

Seitdem Valentin Spießer mit Henriette vom Altare getreten war, hatte er wenig ruhige Stunden.

Er war eifersüchtig geworden, ohne daß irgend ein Grund dazu vorhanden gewesen wäre. Henriette war schöner und jünger als seine erste Frau; er war ihr gegenüber alt zu nennen, vielleicht war es dieser Umstand, der ihn zur Eifersucht veranlaßte.

Eine Zeitlang ergötzte sich die junge Frau an der übertriebenen Sorgfalt ihres Gatten, sie glaubte an gewissen Kundgebungen Liebe zu erkennen und duldete sie; allein es gibt keine Maske, die man nicht endlich zu durchschauen vermöchte. Henriette erkannte die Eifersucht und begann die Liebe zu vermißen.

Von diesem Zeitpunkte an trat das Verhältniß der Eheleute in jenes Stadium, wo auf der einen Seite die Gleichgültigkeit, auf der andern aber Leidenschaft sich steigert.

Wenn wir bei Valentin Spießer von Leidenschaft sprechen, so bitten wir unsere

Leser, ja nie Liebe darunter zu verstehen. Dergleichen hausgebackene Naturen, die in ihrer Jugend — wie der Wiener sagt — „Etwas mitgemacht haben," dergleichen Leute sind in ihrem fünf und vierzigsten Lebensjahre nicht mehr verliebt. Gabriele Walker, diese beachtenswerthe Männerkennerin, deren reiche Erfahrungen in dieser Beziehung gewiß kompetent sind, hatte ganz recht, wenn sie behauptete, daß wenn man einerseits schon verliebt und anderseits schon verheiratet war, daß man dann das dritte Mal unmöglich mehr lieben könne.

Valentin war nicht verliebt, und wenn er der Dame mit den drei Söhnen verschiedener Väter auf ihre ironische Bemerkung, daß er um seine Gattin sehr besorgt sei, antwortet: „Das kommt daher, weil ich Henriette gerne habe!" so lag in dieser Antwort gerade so viel Bosheit, die hinreichte, darzuthun, daß sie unwahr sei.

Also Eifersucht ohne Liebe!

Das alte Räthsel! Wer erklärt es?

Eifersucht ohne Liebe, sagt eine der lockersten Französinnen, ist Eifersucht auf den Besitz, ist Geiz in einer andern Gestalt!

Man sieht, wie leicht bei dieser Dame die Ehre wiegt, außerdem hinkt der Vergleich,

denn der Geiz überwacht seine Schätze und vergönnt auch sich keinen Genuß derselben, bei dem Eifersüchtigen dürfte der letztere Fall schwerlich eintreten.

So lange die Eifersucht Valentins in der Luft schwebte, das heißt, so lange sie keinen Boden hatte und keinen Gegenstand, an den sie sich klammern konnte, so lange ging es noch an; aber die Götter, die jeder Witwe einen Mann, jeder Ballett=Tänzerin einen Freund, jedem armen Mädchen einen zweibeinigen Schatz bescheeren, diese Götter sorgten auch dafür, daß Valentin einen Nebenbuhler bekomme, oder besser gesagt, daß er sich nach und nach einen Nebenbuhler auf den Hals zügle.

Wie dies kam, wollen wir unsern Lesern zum warnenden Exempel mittheilen.

Wie bereits erwähnt wurde, wohnte Herr Spießer auf der Laimgrube in der Rothgasse.

Sowohl der Name der Vorstadt, wie jener der Straße zeigen an, wessen Ursprungs sie sind. Heutzutage jedoch sind von Laim oder Lehm, von Koth oder Schmutz wenig Spuren; an der geraden nicht zu breiten Strasse ist wenig auszusetzen, wenn man

nicht etwa an den vielen Kindern und Lehrjungen Anstoß nimmt, deren sie sich zu erfreuen hat, was ihr aber eher zur Ehre gereichen muß; denn Kinder sind bekanntlich Gottessegen und Lehrjungen bedeuten Gewerbsthätigkeit und Christenlehre.

Valentin wohnte im ersten Stock einer jener Häuser, die mit einer Front in der Kothgasse, mit der andern aber in einer Seitengasse stehen. Die Fenster seines Quartiers gingen zum Theil in die Haupt-, zum Theil in die Seitengasse hinaus.

Das erste Augenmerk Valentins, als seine Leidenschaft sich zu steigern begann, war die Nachbarschaft in und außer Haus. Im Hause wohnten ganz unbedeutende Partheien, da war kein junger hübscher Adamssohn, der nur des äußersten Scheines von Eifersucht würdig gewesen wäre. Die Nachbarschaft in der Kothgasse — denn auch die Fenster von Henriettens Zimmer mündeten dahin — zeigte ebenfalls keine gefahrdrohenden Bewohner, namentlich war das vis à vis ein solches, wie es sich kein Ehemann besser wünschen konnte. Das Haus gegenüber, es trug die Nummer 555, hatte nur ein Stockwerk; unten wohnte ganz „ordinäres Volk" und oben war ein Theil

von der verwitweten kinderlosen Besitzerin des Hauses und von drei Katzen, der andere Theil aber von einem alten Mann und seinem Sohne bewohnt, der zwar noch ein junges Blut, aber derart von seinem Vater überwacht wurde, daß Valentin in Bezug auf ihn ganz ruhig sein konnte.

Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß diese Partei niemand anderer: als Herr „Hilarius Haltan“ mit seinem Sohn „Adolar“ sein kann.

Valentin hatte also von seiner nächsten Umgebung wenig zu besorgen, ein Umstand, der ihm die Ueberwachung seiner zweiten Hälfte bedeutend erleichterte.

Eines Morgens, Valentin war eben aufgestanden und ans Fenster getreten, um nach dem Thermometer zu sehen, denn er setzte ein besonderes Verdienst darein, täglich den Kälte- oder Wärmegrad der Luft zu wissen, da bemerkte er durch das halbgefrorene Fenster — es war im Februar — daß gerade hinüber das Fenster angelweit offen sei und eine Männergestalt am offenen Fenster liege.

Valentin riß sein Fenster auf und tausend Schrecken fuhren ihm durch alle Glieder.

Ein junger Mann, schlank wie eine Pappel,

kräftig wie ein Toldy Janos, männlich schön, wie ein erster Liebhaber auf der Bühne und oh! oh! das Gräßlichste: mit einem schwarzen Vollbart und lockigem Haar, lag am offenen Fenster und rauchte gemächlich eine Cigarre. Er war in einen aschgrauen, scharlachroth ausgeschlagenen Schlafrock gehüllt, und trug auf dem Kopfe eine rothe, türkische Mütze mit blauseidener Quaste.

Valentin hatte sein Fenster kaum geöffnet gehabt, so rief der junge Mann auch schon herüber: Guten Morgen, Herr Nachbar!

Unser Ehemann prallte drei Schritte zurück. Er wußte nicht, sollte er das Fenster wieder zuwerfen oder den Gruß erwiedern? Er entschloß sich zögernd zu dem Letzteren, zog sich jedoch nach wenigen Augenblicken zurück, indem er eine Bewegung machte, die anzeigen sollte, daß ihm die Luft zu kalt sei, und schloß das Fenster.

Der Arme! es war ihm wirklich viel kälter, als der Thermometer zeigte, denn es rann ihm wie Eis durch die Adern, es schüttelte ihn wie Fieberfrost.

Was ist das für ein Malefizgesicht? fragte er sich, aus welcher Hölle ist dieser Satan heraufgekommen? Legt sich bei zehn Grad Kälte

im republikanischen Schlafrock aus offene Fenster, streckt seinen Demokratenbart bis in die halbe Gasse herein und schaut zu mir herüber, als ob er da Etwas zu suchen hätte! Wer muß dieser Höllenmensch nur sein? Er bewohnt ein Zimmer vom Quartier der Hausfrau, sollte er ein Verwandter zu ihr sein? Das muß ich erfahren.

Seit langer Zeit zum ersten Male schmeckte ihm das Frühstück nicht, er hielt sich in seinem Zimmer fast ununterbrochen in der Nähe des Fensters auf und wurde erst etwas ruhiger, als der neue Nachbar sich zurückzog und sein Fenster ebenfalls schloß.

Valentin beeilte sich, zu erfahren, wer der junge Mann sei? Er hörte, er habe soeben seine Studien vollendet und bereite sich nur auf die Staatsprüfungen vor; das Zimmer habe er von der Hausfrau gemiethet, und gedenke da wenigstens ein Jahr zu bleiben.

Todesangst befiel den Ehemann! Er stürzte nach Hause.

Staatsprüfungen! Wenigstens ein Jahr! klagte er den Wänden seines Zimmers, nein, nein, das halte ich nicht aus! O diese Staatsprüfungen, die haben noch gefehlt. Früher, wenn so ein Student mit den Schulen fer-

tig war, ist er Praktikant geworden und da ist ihm die Lust schon vergangen, muthwillig zu sein; aber jetzt ist er freier Herr, bereitet sich vor so lang er will und indessen — oh oh — es ist schrecklich! und da hat ihn der Beelzebub gerade in dieses Haus bringen müßen, und ich kann mir jetzt den Kopf zerbrechen, wie ich ihn wieder herausbring', ohne daß es auffällt und bevor Henriette auf die türkische Mütze aufmerksam geworden ist.

Mit langen Schritten, daß ihm der runde Bauch wackelte, durchmaß er das Zimmer; in seinem Kopfe war eine wilde Jagd von Gedanken, er arbeitete mit den Händen wie ein Telegraph, endlich erhaschte er einen Einfall, den er fest hielt und den auszuführen er sogleich Anstalt traf.

Er kleidete sich an und ging hinüber zur Besitzerin des gegenüber liegenden Hauses.

Frau Melusine Spreitzenberg — so hieß sie — war eine große, wohlbeleibte oder besser gesagt, dicke Frau, die auf der ganzen Erde nichts besaß, als drei Häuser und drei Katzen. Es kam also auf jedes Haus eine Katze, oder auf jede Katze ein Haus.

Als Valentin zu ihr ins Zimmer trat, war sie eben beschäftiget, die Toilette der ei-

nen Katze zu machen, d. h. sie kämmte die Eine, indessen die beiden andern sich mitten im Zimmer umherwälzten und miteinander „Mäuschen" spielten.

Ich wünsche guten Morgen, Frau Nachbarin! sagte Valentin.

Frau Spreizenberg, ohne aufzuschauen, da sie den Eingetretenen wahrscheinlich an der Stimme erkannte, antwortete: Guten Morgen, Herr von Spießer.

Schon fleißig in aller Früh? fuhr der Andere fort.

So, so — ein wenig! erwiederte die Spreizenberg, ohne in ihrem Reinigungs-Geschäfte inne zu halten.

Frau Nachbarin, ich bin gekommen mit Ihnen ein kleines Geschäft abzumachen.

Geschäft? Mit mir? Bin dabei. Lassen Sie hören.

Valentin, verlegen, wie er sein Anliegen vorbringen solle, suchte noch nach passenden Worten, als er durch Frau Melusine gestört wurde, welche plötzlich mit ihrer Katze zu hadern begann.

Mimi, ich sage dir, sei ruhig, der Herr thut dir nichts, halte dich schön, so mein Mutzerl, nur ruhig, meine Mimi. —

Valentin benützte die Zeit dieses Sermons, um während derselben nach den Fenstern seiner Wohnung zu spähen. Sie waren alle nicht nur geschlossen, sondern man konnte auch keinen Schatten hinter denselben wahrnehmen.

Da er sich mit der Untersuchung etwas zu lange beschäftigt haben mochte, schielte ihn Madame Spreizenberg nach der Seite an und sagte: Heh da! mir scheint gar, Sie haben sich eine Ausrede ersonnen, um von hier aus hinüber zu spioniren?

Valentin wurde roth wie das Schlafrock-Unterfutter seines neuen Nachbars.

Spioniren? stammelte er, warum sollte ich von da aus spioniren? Ich könnte es ja zu Hause bequemer thun! Aber es ist dennoch gut, daß Sie diese Bemerkung gemacht haben. Sie werden geneigter sein, mein Anliegen anzuhören.

Ein Anliegen? Wenn ich mich recht entsinne, haben Sie kurz früher von einem Geschäfte gesprochen? Sei ruhig, Mimi, ich bin mit dir gleich fertig.

Es ist eigentlich Beides zugleich, beste Frau Nachbarin, antwortete Valentin; bei einem Ihrer Fenster hat heute ein fremder Herr herausgesehen.

Mein neuer Zimmerherr.

Ein lieber, charmanter junger Herr! Sie haben das Zimmer an ihn vermiethet?

Ja wohl! Haben Sie vielleicht Etwas dagegen einzuwenden?

Es ist mir nicht ganz gleichgiltig. Sehen Sie, wertheste Frau Nachbarin, unsere Fenster befinden sich fast in gleicher Höhe; ja, wenn mir's recht dünkt, so sind die Ihrigen noch etwas höher angebracht, die Gasse ist nicht breit, es ist also sehr unangenehm, wenn Einem fremde Leute, so, was man sagt, in den Magen hineinsehen.

Thut mir sehr leid — ruhig, Mimi — aber es sind schlechte Zeiten, Steuern und Einquartierung werden immer mehr, da muß man verwerthen, was man kann. Ich habe bisher vier Zimmer benützt, jetzt beschränke ich mich auf drei.

Ihre Sparsamkeit ist lobenswerth, sagte Spießer, aber Sie werden auch einsehen, daß meine Klage nicht unbegründet ist.

Thut mir leid, aber ich kann Ihnen nicht helfen.

Oh, schätzbarste Frau Nachbarin, Sie könnten mir, ohne dabei irgend einen Schaden zu leiden, sehr leicht helfen.

Ohne Schaden? Lassen Sie hören. Doch warten Sie ein wenig. So, Mimi, jetzt bist du fertig. Bibi, Bibi, komm her, mein Mutzerl, komm nur, komm!

Die Bibi war nämlich die zweite Katze, an welche jetzt die Reihe der Toilette kam.

Bibi, eine aschgraue Bestie, machte einen ungeheueren Buckel und schlich zur Herrin. Diese nahm sie auf den Schoß und während sie ihre frühere Manipulation wieder begann, sagte sie: So, Herr Spießer, jetzt fahren Sie fort.

Der arme Ehemann seufzte tief auf und begann: Sie haben das Zimmer an einen Fremden vermiethet; wie wär' es, wenn Sie mir das Zimmer abließen?

Ihnen? fragte die dicke Dame erstaunt; Sie spaßen wohl?

Es ist mein wirklicher Ernst. Ich miethe dieses Zimmer von Ihnen nicht etwa, um es zu benützen, sondern blos deshalb, damit mir kein so aufregendes Gesicht in mein Quartier hinüber schaut.

Ah so, ich verstehe.

Gott sei Dank! Hören Sie mich also an. Wenn Sie Ihrem Zimmerherrn allsogleich die Miethe kündigen und mir noch heute

den Schlüssel hinüberschicken, so miethe ich das Stück auf ein halbes Jahr und zahle Ihnen den Zins im Vorhinein.

Frau Melusine Spreizenberg hielt eine Weile mit dem Kämmen der grauen Katze inne, sah den Nachbar an, besann sich und sagte: Abgemacht!

Valentin hätte vor Freude aufspringen mögen.

Sie überlassen mir also das Zimmer?

Noch heute erhalten Sie den Schlüssel, vorausgesetzt —

Daß ich auch meine Bedingungen erfülle, was ganz natürlich geschehen wird. Wir sind also in der Ordnung?

Ganz in der Ordnung.

So leben Sie wohl, schätzbarste Frau Nachbarin.

Gott befohlen. Ruhig, Bibi!

Valentin eilte nach Hause.

Ein Stein war ihm von der Brust gefallen. Er ließ sich das Mittagsmal vortrefflich schmecken, machte sein Nachmittagsschläfchen und ging dann auf ein Viertelstündchen in's Fink'sche Kaffeehaus. Als er aus dem Hausthore trat, lag der bärtige Zimmerherr der Frau Spreizenberg wieder am offenen Fenster

und rief mit derselben impertinenten Freundlichkeit, wie am Morgen, herab: Guten Tag, Herr Nachbar!

Hol' dich der Teufel! brummte Valentin in den Bart, und ging heute nicht ins Kaffeehaus, — leg' Dich nur heraus zum Fenster, es ist das letzte Mal, dann bin ich Deiner los, Du roth gefütterter Schlingel und staats- und weibergefährlicher Bart.

Der Tag verging, am Abend sandte er an Frau Melusine das Miethgeld und erhielt den Schlüssel. Valentin verbrachte eine ruhige Nacht.

Am andern Morgen stand er wie gewöhnlich auf, ging wie gewöhnlich an's Fenster, um nach dem Thermometer zu schauen und gewahrte mit großer Zufriedenheit die gegenüber geschlossenen Fenster.

Aha! brummte er, der gefährliche Nachbar ist schon expedirt, jetzt will ich mich einmal zum Fenster hinauslegen und behaglich frische Luft athmen.

Kaum einige Minuten gelegen, drang wieder jene entsetzliche Stimme an sein Ohr, welche wie gestern rief: Guten Morgen, Herr Nachbar!

Valentin taumelte auf. Der fürchterliche

Schlafrock sammt der türkischen Mütze lag wieder, und zwar dieses Mal am zweitnächsten Fenster, so, daß der Satan jetzt ganz bequem in Henriettens Zimmer hineinschauen konnte.

Valentin war außer sich, er zitterte vor Grimm. Im Nu hatte er die Kleider übergeworfen und eilte zu Frau Spreizenberg.

Die Besitzerin der drei Häuser und der drei Katzen war noch im tiefsten Neligee. Die Thüre war geschlossen; Valentin klopft an.

Wer ist es?

Ich bin es.

Wer ist dieses Ich?

Ich, Valentin Spießer.

Was, zum Teufel! wollen Sie so zeitlich?

Mit Ihnen sprechen.

Kommen Sie später.

Jetzt, jetzt muß ich mit Ihnen sprechen!

Pfui Teufel! schämen Sie sich, ehrbare Frauen in aller Frühe zu belästigen.

Pfui Teufel, schämen S i e sich. Ich miethe gestern das eine Zimmer, und Sie, was haben Sie gethan?

Ich habe dem Zimmerherrn das andere gegeben, welches ich auch noch zu vermiethen gedachte. Es sind schlechte Zeiten, ich werde mich von jetzt an auf zwei Zimmer beschränken.

Aber, habe ich Ihnen nicht gesagt, warum ich das Zimmer miethe?

Freilich haben Sie mir es gesagt, wenn Sie aber wünschen, daß auch Niemand Ihrer Frau in den Magen sieht, so miethen Sie auch das andere.

Freilich, ich werde gleich Ihren ganzen obern Stock miethen. Herr Gott! wenn ich gewußt hätte, daß man mich zum Besten haben will. —

Herr Spießer, rief jetzt Frau Melusine drohend durch die geschlossene Thüre, ich rathe Ihnen, in meinem Hause nicht auszuarten. Wenn Sie mich böse machen, so vermiethe ich auch noch die letzten zwei Zimmer an schöne ledige Herren und ziehe in mein zweites Haus.

Diese Drohung wirkte. Valentin sah sich in seiner Eifersucht ertappt; er eilte nach Hause.

Die Katzenmutter, brummte er, ist boshaft genug, ihre Drohung auszuführen. Was soll ich jetzt thun? Selbst ausziehen? Wer weiß, ob ich nicht aus dem Regen in die Traufe gerathe, und dann ist das mein Geburtshaus, ich habe noch nie in einem anderen Hause, als in diesem gewohnt. Also,

ausgezogen wird nicht, aber aufpassen will ich, aufpassen wie ein Falke, wenn er die Beute wittert.

Von dieser Zeit an begannen für Henriette jene kleinlichen Plackereien, womit die Eifersucht ihr Opfer zu quälen pflegt. Die junge Frau duldete und ließ ihn gewähren. Er verfolgte sie wie sein Schatten, umgab sie mit Aufpassern, besoldete die Dienstmagd in seinem Interesse und verbitterte sich und seiner Frau das Leben.

Der Winter war eben zu Ende.

Das heranrückende Frühjahr wälzte eine neue Last auf Valentins Brust.

Die sonnigen Tage nahten heran. Der gefährliche Nachbar hatte nun den ganzen Tag hindurch sein Fenster angelweit offen und auch Henriette zuweilen das ihrige. Diese Gefahr mußte beseitigt werden.

Während Valentin darüber nachsann, wie dies, ohne am wenigsten aufzufallen, möglich sei, geschah das Unausweichliche. Henriette und der Nachbar hatten sich einige Male gesehen, wobei wir zur Ehre der Ersteren bekennen müssen, daß sie sich dem schönen Manne gegenüber so gleichgiltig und kalt benahm, wie es jeder ehrbaren Frau ziemt.

Bei ihm war dies freilich nicht der Fall, seine Blicke waren beredt und hätte Valentin nur einen einzigen derselben gesehen, er wäre noch verzweifelter geworden, als er schon war.

Eines Vormittags — die beiderseitigen Fenster waren eben offen, ohne daß jedoch der Nachbar zu sehen gewesen wäre, saß Henriette, mit einer Frauenarbeit beschäftigt, in ihrem Zimmer. Sie war in Gedanken mit ihrer unerquicklichen Lage beschäftigt. Plötzlich fiel ihr aus dem gegenüber hängenden Spiegel eine unerwartete Erscheinung in's Auge. Ein Lichtstrahl, drüben aufgefangen und herüber fallen gelassen, blendete Henriettens Auge.

Sie lächelte ob des Muthwillens, allein, dieser war nur das Avertissement dessen, was nun folgte. In ihrem Spiegel kamen nämlich die mit großer Schrift geschriebenen Worte zum Vorschein: „Göttliche Frau, ich liebe Sie — ich bete Sie an!"

Henriette wurde über und über roth und eilte aus dem Zimmer, wozu sie durch ein von Außen vernommenes Geräusch veranlaßt wurde.

In jenen Zimmern, welche, wie wir erwähnt haben, in die Seitengasse mündeten,

ging es drunter und drüber; Tapezierer, Maler, Tischler kamen auf einmal, um sie in wohnlichen Stand zu setzen.

Henriette war überrascht.

Was ist das? fragte sie ihren Mann.

Valentin lächelte und erwiederte mit einschmeichelnder Stimme: Ich will Dir eine Freude machen, mein Schatz.

Mir? womit denn?

Ich lasse diese Zimmer für Dich ganz neu herrichten.

Ei, ei! Du bist sehr aufmerksam! sagte die kleine Brünette, nicht ohne Verlegenheit.

Nicht wahr? Es freut mich, daß Du mir Gerechtigkeit widerfahren lassest; wir werden es hier viel ruhiger haben, mein Kind, ich kann die Hauptstraßen nicht leiden. Das ewige Fahren ist mir lästig.

Was das Fahren anbelangt, bemerkte Henriette schelmisch, so sind wir vorne eben auch nicht sehr belästiget worden; da es Dir indessen beliebt —

Mir? Gott behüte! Was ich thue, geschieht nur Dir zu Liebe.

Henriette lächelte und ließ ihn gewähren.

Sie begab sich wieder auf ihr Zimmer und da der Nachbar eben am Fenster stand

und ihr einen jener sprechenden Blicke zuwarf, so schenkte auch sie ihm heute zum ersten Male einen längeren Blick.

Der junge Mann zog sich entzückt in das Innere des Gemaches zurück.

Am nächsten Tage wurde in die neu hergerichteten Zimmer übersiedelt und Valentin hätte sich selbst küssen mögen über den kostbaren Einfall, der ihn diesen Ausweg finden ließ.

Aber, er jauchzte zu früh. Schon der erste Vormittag belehrte ihn eines Besseren, oder vielmehr eines Schlechteren.

Diese Seitengasse war nämlich noch enger als die Hauptstraße und gegenüber lag ebenfalls ein Haus.

Komm, mein Kind! sagte er schmeichelnd zu Henrietten am ersten Morgen, laß uns heute mitsammen zum Fenster hinausschauen. Wir haben hier eine doppelte Aussicht, wir sehen in die Seitengasse und ein Stück von der Kothgasse.

Während er dies sagte, dachte er im Stillen: Da schaust Du mir lang gut hinaus, den Schlingel mit dem Bart wirst Du nicht mehr sehen.

Henriette zeigte sich jetzt nachgiebiger als je, sie wollte ihn gewähren lassen, um zu sehen, wie weit er gehen würde.

Beide begaben sich ans Fenster.

Der roth gefütterte Schlafrock und die türkische Mütze waren wohl nicht da, dagegen sahen zwei andere junge Männer — zwei Adonisse, wahre Prachtexemplare an Schönheit und Jugendfrische — aus dem gegenüberliegenden Fenster und riefen mit derselben impertinenten Freundlichkeit, wie früher der Zimmerherr Melusinens, herüber: Guten Morgen, Herr Nachbar und Frau Nachbarin!

Valentin warf ihnen einen vernichtenden Blick zu.

Henriette, mit boshafter Schadenfreude, erwiderte den Gruß auf die freundlichste Weise.

Valentin machte drei Schritte zurück, als ob die Luft der Seitenstraße verpestet wäre.

So komm doch, Valentin, schmunzelte die junge Gattin, indem sie seine frühere Rede persiflirte, komm, laß uns heute mitsammen beim Fenster hinausschauen; wir haben hier eine doppelte Aussicht, wir sehen in die Seitengasse und —

In die Hölle! ergänzte der Eifersüchtige wüthend, da er seine eigenen Worte spottend wiederholen hörte.

Ei, warum nicht gar! fuhr Henriette wie früher fort, wir werden hier viel ruhiger leben:

Valentin biß sich in die Lippen und spielte alle Farben.

Henriette warf ihm — zum ersten Male — einen verächtlichen Blick zu und verließ hierauf das Zimmer.

Von dem Momente an, wo die junge Frau seine Eifersucht erkannte, bis zu der jetzt erwähnten Scene, hatte sie sich passiv verhalten; sie duldete seine Launen und Quälereien und vermied Alles, was ihm nur irgend zu Mißtrauen Anlaß geben konnte; von nun an aber trat dieses eheliche Verhältniß — als ob es eine, von Diplomaten negocirte, Frage wäre — wieder in eine neue Phase. Henriette berücksichtigte seine Eifersucht nicht mehr, sondern lebte so, als wenn der dickbäuchige Spießer der zärtlichste und vertrauensvollste Gatte wäre. Sie kümmerte sich nicht um seine Späher und Aufpasser, erwiederte freundlich erhaltene Grüße, machte, wenn es ihr beliebte, ehrbare Besuche, ging in Gesellschaft mit irgend einer Bekannten in's Theater und ließ Herrn Valentin nach Belieben eifersüchtig sein. Dieser seinerseits zappelte wie ein Fisch an der Angel, schäumte, ärgerte sich, lief seiner Gattin nach, ließ sie noch sorgfältiger überwachen, hatte aber nicht

den Muth, ihr gegenüber gebieterisch aufzutreten und seine Eifersucht einzugestehen oder seine Rechte geltend zu machen; eben so wenig vermochte er es aber auch, die junge Frau durch Liebenswürdigkeit zu besänftigen oder sie wenigstens durch Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten für seine Unausstehlichkeit zu entschädigen.

So kam es, daß trotz der beiderseitigen Spannung zwischen den Eheleuten bisher keine Scene stattgefunden, und die erste sollte Henriette an jenem Abende erleben, als sie mit Frau Gabriele Walker die Oper besuchte.

Nach der Vorstellung warf sich die junge Frau in einen Fiaker; Valentin stieg mit ihr zugleich ein, denn er hatte sie am Ausgange erwartet, und Beide fuhren nach Hause. Im Wagen redete Keines ein Wort; als sie ausstiegen, zahlte Valentin, nahm Henriette am Arme. Beide stiegen die Treppe hinan und betraten hierauf das Zimmer.

Die Oper war heute miserabel, sagte Henriette, indem sie einen Gleichmuth affectirte, den sie in diesem Augenblicke nicht besaß.

Und warum war die Oper miserabel? fragte Valentin bissig.

Weil schlecht gesungen wurde.

Ich habe geglaubt, warf der Ehemann ein, daß Dir die Vorstellung etwa deshalb nicht gefallen hat, weil auch ich gegenüber war.

Henriette zwang sich, laut aufzulachen und rief: Wie? Du warst auch im Theater? Ich habe Dich gar nicht bemerkt; Du hast wahrscheinlich auf irgend einer Gallerie gesteckt?

Ja, sagte Valentin, mit den Zähnen knirschend, ich war auf der Gallerie, während meine Frau Gemahlin sichs in der Loge bequem machte.

Man sitzt aber auch in der Loge viel angenehmer, sagte Henriette mit naiver Betonung, rechts und links Herren und Damen, elegant, freundlich.

Besonders die Herren! warf der Eifersüchtige ein.

Besonders die Herren! bestätigte die muthwillige Brünette, die nach und nach ihren ungezwungenen Ton wieder gewann; sie sind so höflich, zuvorkommend; kurz, ich bin für die Loge ganz eingenommen und werde von heute an, welches Theater ich auch immer besuche, nie mehr einen Sperrsitz, sondern immer eine Loge nehmen.

Da werde ich aber auch dabei sein! warf Valentin ein.

Je nach dem! versetzte Henriette gleichgültig.

Was soll das heißen: „Je nach dem!"

Das soll heißen: Je nach dem es mir beliebt.

Dir, sagte jetzt der Mann, indem er die Augen aufriß und den Ton merklich erhöhte, und ganz allein Dir? Habe ich dabei gar nichts darein zu reden?

O ja, versetzte Henriette mit bewunderns=werther Ruhe, Du kannst reden, was Du willst, und ich werde thun, was ich will!

Valentin warf ihr einen finsteren Blick zu und fing an, auf= und abzugehen.

Henriettens Benehmen war ihm neu.

Die Reden jener Frau, die drei Söhne von drei verschiedenen Männern hatte, waren auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen. Sie hatten in der jungen Gattin den Ent=schluß wach gerufen, den Widerstand gegen Valentin zu steigern, und Jener gewann dar=über so viel Entschlossenheit, daß er sich ihr nicht ganz wehrlos preis gab. Schon daß er lauter sprach und auf= und abging, schon dieß war eine Demonstration, die einen gro=ßen Theil seines Muthes in Anspruch nahm.

Nach einer Weile blieb er vor ihr ste=hen und sagte: Also Du wirst thun, was Dir beliebt? —

Henriette zuckte verächtlich mit den Schultern und schwieg.

Du wirst noch ferner jene Frau besuchen, bei welcher Du heute warst?

Henriette warf ihm einen bedeutungsvollen Blick zu.

Hast Du gegen meine Besuche bei jener Frau etwas einzuwenden? fragte sie pikirt.

Sehr viel.

Thut mir leid. Ich finde Gabriele sehr freundlich und angenehm.

Ich aber finde, daß Gabriele für eine ehrbare Bürgersfrau keine passende Gesellschafterin ist.

Henriette erröthete und fragte etwas verlegen: Und warum ist sie es nicht?

Weil — weil — weil sie — stotterte Valentin und vermochte nicht weiter zu sprechen.

Nun? rief Henriette, nur weiter! Ich möchte es wissen, warum Gabriele Walker für eine Bürgersfrau keine passende Gesellschafterin ist?

Weil sie, platzte der Eifersüchtige heraus, die Geliebte dreier Männer war und drei Söhne —

Die Gattin unterbrach ihn durch ein boshaftes Lachen, welches ihn stutzig machte.

Dann sagte sie mit starker Betonung: Es ist wahr, Gabriele war in ihrer Jugend so leichtsinnig, daß sie mit Männern in vertrautem Umgange lebte, ohne je eine gesetzliche Verbindung eingegangen zu haben. Man muß ihr aber die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie auch so gewissenhaft war, die Folgen jener Verhältnisse nicht von sich zu stoßen, so wie es gewisse Leute zu thun pflegen.

Valentin fuhr zusammen.

Er zitterte und warf Henrietten einen flehenden Blick zu, ihre mit besonderem Accent gesprochenen letzten Worte fuhren ihm wie ein zweischneidig Messer in das Herz.

Er vermochte kein Wort zu erwiedern.

Das Bischen Muth, welches er früher in Folge von Henriettens Widerstand zusammengerafft hatte, zerstob wie ein Häuflein Fußvolk vor einer gepanzerten Reiterlegion.

Die junge Frau, nachdem sie sich an seiner gänzlichen Vernichtung geweidet hatte, kehrte ihm den Rücken und ging in ihr Zimmer.

Viertes Kapitel.

Der Knabe Karl fängt an, gefährlich zu werden.

Es wurde bereits erwähnt, daß im zweiten Stocke des Hauses Nummer 555 in der Kothgasse der alte Wiener Hilarius Haltan mit seinem Sohne Adolar wohnte.

Frau Melusine Spreizenberg, die Eigenthümerin der drei Häuser und drei Katzen, deren Namen Mimi, Bibi und Zizi in der Nachbarschaft eben so bekannt waren, wie jener der Besitzerin selbst, — Frau Melusine, sagen wir, war die glückliche Hausfrau, in deren Haus und über deren Kopf das seltene Exemplar hauste.

Das Logis des Alten bestand aus drei Zimmern und einer Küche.

Eine alte Magd, einst die Amme Adolars, war jetzt das Faktotum der Haushaltung, der Genius der Wirthschaft, die Unruhe in diesem Gehäuse.

Ursula war der Name dieser ehren-

werthen Person, welche ihre ganze Dienstzeit in diesem Einzigen Dienste zubrachte, und zwar durch eine lange, lange Reihe von Jahren. Vor etwa einem Vierteljahrhundert aus der Provinz nach Wien gekommen, wurde sie von der damals noch lebenden Gattin Haltan's als Dienstmädchen acquirirt. In Folge eines zarten Verhältnisses mit einem Kanonier, welche Branche zu jener Zeit in der Gumpendorfer Kaserne heimisch war und die ganze Gegend in puncto puncti unsicher machte, avancirte Ursula zur Amme und da der Zufall zu gleicher Zeit den Pathen Dellarosa's das Licht der Kothgasse erblicken ließ, so wurde sie seine Nährerin und übertrug, bei dem bald darauf eingetretenen Tode ihres Kindes, ihre ganze mütterliche Zärtlichkeit auf Adolar. Nach dem Absterben der Gattin Haltan's wurde sie zur Haushälterin befördert und leitete fleißig und treu das Regiment.

Wir betreten die Wohnung des alten Wieners in dem Augenblicke, als er am Arme Adolars eben von seinem täglichen Morgengange zurückkehrt.

Ursula öffnet die Thüre, übernimmt von dem Gebieter die bei dem Bäcker auf der alten Wiedner Hauptstraße gekauften Brode, sein

spanisches Rohr, seine breitschirmige Kappe und seinen Mantel. Statt des letzteren reichte sie Hilarius einen grauen Rock von bewunderungswürdiger Länge und ein vierspitziges Käppchen, welches zur Zeit seiner Anschaffung, als nämlich der Kongreß in Wien tagte, von grünem Sammet war, gegenwärtig aber farblos, abgeschaben und verwittert, nichts, als eine Ruine vergangener Zeit repräsentirte.

In diesem seinem Hauskostüm begab er sich in die letzte Stube, deren Thüre er hinter sich schloß.

Adolar war gewohnt, von Mutter Ursula — wie er sie immer nannte — keine Dienste anzunehmen, er war sein eigener Diener und lehnte die Gefälligkeiten der Haushälterin, die sie ihm oft im Uebermaße ihrer mütterlichen Zärtlichkeit anbot, jederzeit bescheiden ab. Er legte Stock und Hut bei Seite und warf sich in einen großen Armstuhl, der an einem Fenster stand, stützte den Kopf in die Rechte und versank in Nachdenken.

Nach einer Weile fühlte er ein leises Tippen auf seiner Schulter. Er blickte zurück. Ursula stand hinter ihm.

Schon gesprochen? wispelte sie ihm mit geheimthuender Miene zu.

Adolar schüttelte verneinend den Kopf.

Und warum nicht?

Es hat sich keine passende Gelegenheit ergeben.

Ursula schüttelte, über diese Antwort unwillig, die schwarze Sammthaube.

Gelegenheit? brummte sie, da können Sie lange warten, bis sich eine Gelegenheit ergibt; man muß die Gelegenheit suchen, herbeiführen. Du heilige Ursula! jetzt will das junge Blut warten, bis sich eine Gelegenheit ergibt; da können Sie noch lange zum Skandal durch die Stadt gehen —

Aber, liebe Ursula, erwiderte Adolar traurig, ich habe nicht den Muth —

Schämen Sie sich, junger Herr! ich begreife wahrhaftig gar nicht, woher Sie diese Langmuth genommen haben?. Mit meiner Milch haben Sie sie nicht eingesogen. Bescheidene Vorstellungen kann man auch seinem Vater machen, das ist keine Sünde.

Nun gut, sagte der Jüngling, laß mich nur in Ruhe, ich werde mit ihm schon reden.

Sie werden reden, aber wann?

Noch heute.

Das läßt sich hören. Nach Tisch, bevor der alte Herr sein Nachmittagsschläfchen macht,

ist die beste Zeit, lassen Sie die Gelegenheit ja nicht vorüber gehen.

Adolar hielt Wort.

Das Kleeblatt — denn auch Ursula saß immer am Tische — hatte das Mittagsmal eben beendet, und Herr Hilarius machte Miene sich zu erheben, als Adolar sagte: Lieber Vater, ich habe eine Bitte an Sie.

Der Alte blieb sitzen.

Was willst Du? sagte er, und sah den Jüngling forschend an.

Ich bitte Sie, mich anzuhören.

Ursula faltete beide Hände und sah gegen die Zimmerdecke, weil sie sich weder den Vater noch den Sohn anzublicken getraute.

Ich höre! versetzte Hilarius.

Mein Vater, begann Adolar schüchtern, ich darf Sie wohl nicht daran erinnern, daß ich vor einigen Wochen das neunzehnte Lebensjahr erreicht habe?

Bei diesen Worten machte Hilarius eine rasche Kopfbewegung, als ob ihn im Genick eine Wespe gestochen hätte.

So? antwortete er, vor einigen Wochen, und was weiter?

Der Jüngling war durch den barschen Ton des Vaters etwas furchtsam geworden,

allein seine ehemalige Amme, obwohl sie ihre Stirne noch immer gegen die Zimmerdecke gerichtet hatte, drehte ihre Augen doch so bedeutungsvoll auf ihn, daß er, wieder in etwas ermuthiget, fortfuhr: Ich bin also kein Kind mehr.

Der Alte wurde aufmerksam. Er begann zu merken, wo hinaus sein Sohn wolle.

Kind? Wer sagt denn, daß Du ein Kind bist?

Gesagt wird es wohl von Niemanden, antwortete Adolar, aber ich werde darnach behandelt; und zwar von Ihnen, mein Vater, zu allermeist.

So! Ich behandle Dich wie ein Kind! Und das ist Dir nicht recht? Sieh um Dich, Undankbarer! Du wirst Tausende finden, die dem Himmel danken würden, wenn sie einen Vater hätten, der sie wirklich wie ein Kind behandelte; Du hast Einen und erkennst es nicht.

Ich erkenne Ihre Güte, Ihre Fürsorge, mein Vater, ich weiß, daß Sie mich lieben und ebenso sind auch Sie überzeugt, daß auch ich Sie liebe und verehre.

Das ist Deine Pflicht und Schuldigkeit, versetzte der Alte barsch, das fordert die Re-

ligion und die Moral. — Doch ich frage Dich noch einmal, wo hinaus soll das? Was soll das heißen: „Ich bin kein Kind mehr!“ Willst Du mit diesen Worten ein unbeholfenes, unausgebildetes Wesen gemeint haben, welches man noch füttern und säubern muß, dann bist Du freilich kein Kind mehr; glaubst Du aber damit andeuten zu können, daß Du keiner väterlichen Aufsicht mehr bedürfest und Dir selbst überlassen bleiben sollest, dann irrst Du Dich. Du bist noch immer ein Milchbart, ein Naseweis, und wenn Du einmal hinter den Ohren trocken geworden bist, dann frag Dich wieder an.

Ich will mich Ihrer Aufsicht nicht entziehen, ich begehre noch nicht selbstständig zu sein, aber ich möchte auch nicht zum Spott der Welt herumgehen.

Die dritte Person bei dieser Scene war bisher stumm geblieben. Keine Bewegung verrieth ihre Theilnahme, jetzt aber konnte sie nicht mehr an sich halten, sie nickte heftig mit dem Kopfe und murmelte, aber ziemlich laut: Zum Skandal!

Wie ein Feldherr, der einen schwachen Feind vor sich zu haben glaubt, plötzlich aber ein zweites stärkeres Corps an seine Flanke

heranrücken sieht und dadurch gezwungen ist, seine Aufmerksamkeit zu verdoppeln und sich auf einen harten Zusammenstoß bereit zu halten, so auch streckte sich Hilarius, als er Ursulas gegnerische Stimmung wahrnahm.

Zum Spott der Welt? rief er, wer geht zum Spott der Welt herum? Zum Skandal, sagt Sie — dies galt der Flankenbewegung — wer macht Skandal? Wir nicht, sondern die Andern. Wer Skandal sucht, findet ihn leicht, und die jetzige Welt sucht ihn; aber eben deshalb, weil sie ihn sucht, kümmere ich mich nicht um sie. Man verspottet jetzt Alles, was alt und ehrwürdig ist, möge man auch mich verspotten. Ich bleibe meiner Kleidung treu, so wie ich meinem Glauben, meinem Charakter und meiner Denkungsweise treu blieb; wenn das für die Welt ein Gegenstand des Spottes und des Skandals ist, immerhin, ich werde doch nicht anders. Ich mag der Welt zu Liebe kein Anderer werden, ich will sterben, wie ich geboren wurde.

Lieber Vater, nahm jetzt Adolar das Wort, von Ihnen ist ja auch nicht die Rede, sondern von mir.

Von Dir? Was gibt es an Dir zu spotten und zu skandalisiren?

Sehr viel, mein Vater.

Ursula nickte wieder heftig und murmelte: Das will ich meinen, es ist ein Skandal.

Höre Sie mir mit Ihrem verdammten Skandal auf! rief der Alte, indem er ihr einen fürchterlichen Blick zuwarf.

Sehen Sie mich an, mein Vater, begann Adolar, Sie zwingen mich, in diesem Anzuge herumzugehen. Ist es nicht läppisch, einen jungen Menschen in meinem Alter mit einem ausgeschlagenen Hemdkragen zu sehen, mit einer Pantalon, der ich schon lange entwachsen bin, mit einem Hute, wie ihn nur Bajazzos zu tragen pflegen, mit einem spanischen Rohr, als ob ich ein ehrsamer Vorstadt-Bürger oder ein Vertrauter der Polizei wäre. Die Menschen, wenn sie uns sehen, lächeln und machen Glossen.

Es ist ein Skandal! murmelte Ursula wieder.

Hilarius schleuderte ihr einen wüthenden Blick zu und Adolar fuhr fort: Sie, mein Vater, sind ein alter Mann, Sie gehören der alten Welt an, bei Ihnen wird eine Laune entschuldiget, ich aber bin jung, ich muß über kurz oder lang mit der jetzigen Welt, die Sie meiden, in Berührung kommen, ich kann mich

mit der Vergangenheit, an die Sie gewöhnt sind, nicht entschuldigen, dem Alter verzeiht man Vieles, was man der Jugend sehr verübelt.

Bist Du endlich fertig? fragte der Alte, indem er sich auf seinem Sitze unruhig hin und her bewegte.

Noch lange nicht! versetzte Ursula schnell, um dem jungen Menschen jeden Rückweg abzuschneiden.

Was hat denn Sie immer drein zu reden? fuhr Hilarius auf.

Ich bin ermächtiget, den jungen Herrn zu unterstützen. Gnädiger Herr, ich war die Amme des Herrn Adolar, ich habe die gnädige Frau in ihrer langen Krankheit gehegt und gepflegt, ich weiß, was mir die Selige vor ihrem Tode aufgeboten hat und als treue Dienerin werde ich es erfüllen. Ich habe ein Recht, dreinzureden, nicht weil ich fast schon dreißig Jahre in diesem Hause bin, sondern weil die gnädige Frau es mir befohlen hat. Der junge Herr ist jetzt schon neunzehn Jahre alt und wir wissen noch immer nicht, ob er gesotten oder gebraten wird. Es ist ein Skandal! Andere junge Leute in seinem Alter sind schon angestellt, sind Beamte oder Offi-

ziere, kurz, sie wissen, was aus ihnen werden soll; das ist aber bei Herrn Adolar gar nicht der Fall. Sie lassen ihn nicht von der Seite, wohin Sie nicht gehen, dorthin darf er auch nicht, was Sie nicht sehen, soll auch ihm fremde bleiben. Von Ihrem täglichen Gange in die Stefanskirche hin und wieder zurück, da kann man nicht fett werden; junge Leute müssen mit der Welt verkehren, sonst taugen sie nicht für die Welt. Herr Adolar ist jetzt schon so alt und hat die Linien Wiens noch gar nicht überschritten, weil Sie nirgends anders hingehen, als in den Volks- und Augarten und in den Prater, so darf er es auch nicht; der arme Junge hat noch nicht einmal eine Eisenbahn gesehen, es ist ein Skandal.

Während die Haushälterin diesen Sermon heraussprudelte, hatte Hilarius seine Augen auf den Teller gerichtet und regte sich nicht.

Als sie inne hielt, fragte er: Ist Sie jetzt zu Ende?

Einstweilen! lautete die Antwort.

Ihr habt Euch Beide heute vorgenommen mir an den Leib zu gehen, begann Hilarius mit jener Ruhe, die nur dem Alter eigen ist, ich bin nicht böse darüber, denn es ist besser wir erklären uns offen, als daß der Unfriede

unter der Asche fortgeglommen hätte. Vor Allem will ich Ihr antworten, Ursula, denn Ihre Beschuldigungen schneiden tiefer ein als jene Adolars, aber ich werde Sie eines Bessern belehren. Adolar ist jetzt neunzehn Jahre alt, ich habe ihn erzogen auf dieselbe Weise, wie ich erzogen wurde. Ich bin in keine Schule gegangen, denn mein Vater sagte mir: „In unsern Schulen lernt man wenig Gutes und viel Schlimmes!“ Er hielt mir einen eigenen Lehrer, der mich in Allem unterrichtete, was man in jener Zeit zu wissen nothwendig hatte. Auch mein Sohn hatte seine Lehrer, er lernte viel und weiß viel, er weiß mehr als alle jene jungen Leute, die in den Schulen herumgehetzt werden, er hat aber dabei den Vortheil, daß er an Zucht und Sitte unverdorben geblieben ist. Diesen Vortheil verdankt er mir. Es ist wahr, er hat noch keine Eisenbahn gesehen, aber frag Sie ihn, wie eine Bahn aussieht, und er wird sie zeichnen, er wird Ihr den Mechanismus der Lokomative erklären und wird Alles ber.chnen; es ist ferner wahr, er hat die Linie Wiens noch nicht überschritten, aber er spricht dennoch drei fremde Sprachen, kennt die fernsten Länder und Völker, weiß ihre Geschichte, kennt

ihren Ursprung. Ich muß es zugeben, daß Adolar noch keinem Stande angehört, oder wie sie sagt, daß man noch nicht weiß, ob er gesotten oder gebraten wird; aber er hat so viel gelernt, er hat so mannigfache Kenntnisse erworben, daß er sich jeden Augenblick zu irgend einen Stand entschließen und versichert sein kann, diesem Stande zur Ehre zu gereichen. Nicht daran liegt es, daß man Kinder zeitlich in einen Stand hineindränge, zu dem sie weder Lust noch Talent haben, sondern daß man ihnen solche umfassende Kenntnisse beibringen lasse, damit sie bei erlangtem reiferem Bewußtsein für jeden Stand, zu dem sie sich allenfalls entschließen, hinlänglich vorbereitet sind. Ich habe mir, was die Erziehung meines Sohnes anbelangt, nichts vorzuwerfen; oder wäre er vielleicht glücklicher, wenn er jetzt schon in einem Amte säße und dort für dreihundert Gulden einen Abschreiber machte, oder, wenn er in die Gesellschaft jener „Wiener Früchteln“ gerathen wäre, deren Wohnung das Kaffeehaus, deren Kirche das Theater, deren Religion die Maitresse ist? — Wäre er da glücklicher, weil er etwa sagen könnte: Ich lebe in der Welt, ich sehe Alles, ich erfahre Alles, ich mache

Alles mit? Er wird noch zeitlich genug in den unsauberen Strudel hineingerathen; meine Pflicht ist es, ihn, so lange als meine väterliche Gewalt es vermag, von demselben ferne zu halten. Zu meiner Zeit ist jeder junge Mensch bis über sein zwanzigstes Jahr unter elterlicher Obhut gestanden. Welcher Jüngling hätte es damals gewagt, zu rauchen, bevor die Eltern es ihm erlaubt? Wer hätte sich unterstanden, ohne Einwilligung der Eltern und ohne Begleitung bejahrter Personen einen öffentlichen Ort zu besuchen? Die väterliche Wohnung war damals das Paradies der Kinder, damals freuete man sich auf den Besuch der Kirche so, wie man sich heute auf eine sündige Tänzerin oder Sängerin freut. Jetzt ist dies Alles freilich anders geworden; daß es so ist, vermag ich zu bedauern aber nicht zu ändern. Wir haben damals spät zu leben angefangen, haben aber auch spät aufgehört, jetzt fangen sie früh an und sind gezwungen um so zeitlicher aufzuhören. Sie sieht also, Ursula, daß es nicht Laune von mir war, meinen Sohn an die väterliche Wohnung zu fesseln, daß ich ihn aus gewichtigen Gründen an meine Person kettete und daß es absichtlich geschah, ihn so lange als möglich wie

ein Kind zu behandeln, damit ihm die schönsten Tugenden des Kindes: „Unschuld, Folgsamkeit und Frömmigkeit!“ nicht so bald aus der Gewohnheit kommen. Jetzt zu Dir, mein Sohn. Dich hat es absonderlich gekränkt, daß Du in einer unmodernen Kleidung herumgehen mußtest, daß die Welt uns spöttisch ansah und manchmal mit Fingern auf uns wies. Ich habe es oft bemerkt, wie Du die Augen niederschlugst und erröthetest, wenn sie vor und hinter uns ihre Glossen machten, als ob ein ganzer Bart und spinatförmiger Anzug nicht ebenso auffallend wäre, wie eine kurze Pantalon und ein aschgrauer Molton-Mantel. Aber freilich: jenes ist modern und meine Tracht ist veraltet. Doch ich will Dich noch auf was Anderes aufmerksam machen. Du wirst Dich erinnern, in den Straßen der innern Stadt oft einen Mann gesehen zu haben, der mit einem langen, zerzausten Bart herumgeht, abgetragene Kleider, geflickte Stiefel und einen zerkrüppelten, ganz erbärmlichen Hut trägt, sein Aussehen ist gewiß unschöner und tausendmal auffallender als das Unsere, und doch bleibt man nicht stehen und macht keine Glossen über ihn, und doch spottet man seiner nicht; und

warum nicht? Weil dieser Mann ein reicher Cavalier ist, der sich über die Unbequemlichkeit und Dummheit der Mode hinaussetzt und der Jeden mit vollem Rechte züchtigen würde, der es wagte, ihn zu beleidigen. Was die Welt bei einem Andern nicht wagt, thut sie bei uns ungescheut. Sollen wir uns also darüber kränken? Sollen wir nicht vielmehr denken: „Ihr Lumpe, Ihr spottet eines Greisen und eines Jünglings, weil es schlichte Bürger sind, weil Ihr von ihnen nichts zu befürchten habt; wären sie reich und mächtig, so würdet Ihr sie bewundern und vielleicht das nachahmen, was Ihr jetzt belacht und beglossirt!" Wäre es, mein Sohn, nicht richtiger, wenn Du, statt Dich zu schämen, Dich durch solche Erwägung beruhiget hättest? Indessen, Du hast Deine Aufwallungen jederzeit überwunden und das freut mich. Es ist nothwendig, daß der Mensch sich beherrschen lerne, denn Selbstbeherrschung erspart viel Unannehmlichkeiten im menschlichen Leben und es ist besser, man zügelt sich selbst, als daß man von Andern gezügelt wird. Doch hört nun: Ihr habt Euch heute Beide zu einem Angriffe auf mich vereiniget, wähnt nicht, daß Ihr mich besiegt habt; was ich zugestehen werde,

war längst beschlossen, und ich benütze nur die Gelegenheit, um Euch jetzt meine Eröffnungen zu machen.

Die beiden Andern waren über diese Mittheilung sichtbar erfreut.

Adolar ergriff die Hand des Vaters und drückte sie an seine Lippen.

Ursula wischte sich die Freudenthränen aus den Augen und sagte: Ich habe es gleich gewußt, daß der gnädige Herr nicht halsstarrig sein wird. Der Klügere gibt immer nach. So wie bisher konnte es aber nimmer bleiben, es war ja ein Skandal.

Gebe der Himmel, sagte Hilarius ernst, daß der Skandal nur nicht größer werde, als er es bisher gewesen. Also hört mich an, ich will das Band, durch welches Adolar bisher an meine Person gekettet war, etwas lockern. Den Morgengang in die Stefanskirche kann ich ihm freilich nicht erlassen, jedoch gewähre ich ihm zwei Abendstunden vor dem Nachtanbruch, die er nach seinem Belieben verwenden kann. Außerdem bleibt von nun an die Wahl der Kleider ihm überlassen. Ihr werdet leicht einsehen, daß eine gänzliche Befreiung aus der bisherigen Enge ihn leicht zum Mißbrauch seiner Un-

abhängigkeit verleiten könnte, darum habe ich diesen „Uebergangszustand“ für nothwendig befunden.

Also ein Provisorium? versetzte Adolar lächelnd.

Ursula horchte hoch auf.

Was ist das für ein Ding? fragte sie hierauf.

Ein Provisorium, antwortete Hilarius belehrend, ist ein Zustand, in dem man — wie Sie vorhin von Adolar bemerkte — immer nicht weiß, ob man gebraten oder gesotten wird. Ob dieses Provisorium länger oder kürzer dauern wird, hängt von Adolar ab. Ich werde es nicht muthwillig verlängern, obwohl ich es bin, der dann bei der neuen Lage der Dinge großen Verlust erleidet, denn ich werde gezwungen sein, auf die langgewohnte Gesellschaft meines Kindes zu verzichten, ich werde dann keinen Gefährten mehr haben, sondern bemüßiget sein, meine Gänge allein zu machen. Verwaist werde ich dastehen, umgeben von einem Geschlechte, das mich nicht versteht, und dem in seinem Laufe zu folgen ich zu alt, zu schwach und zu — ungelehrig bin.

Er erhob sich von seinem Sitze und begab sich in sein Gemach.

Hier — hier wehte ihn die Luft der alten Zeit an, jener Zeit, wo noch eine Theresia, ein Kaiser Joseph über Oesterreich herrschten.

Das Himmelbett in der Ecke war ein Zeuge längst vergangener Tage, der braune Nußbaumschrank, er hatte schon seinem Vater und dem Vater seines Vaters gedient, diese Uhr mit dem dreifachen Gehäuse hatte bereits die Stunden eines Jahrhunderts gemessen und erst die Gemälde an der Wand, die Portraits, von den Eltern seines Großvaters angefangen bis auf ihn und seine verstorbene Gattin herab, vergegenwärtigten sie nicht deutlich die vergangenen Tage?

Diese ehrwürdigen Gestalten in ihren jetzt veralteten Trachten, diese Frauen mit ihren Korallen- und Perlenschnüren, ihren aufgeflausten Hauben und kurzleibigen Faltenröcken, und dann die Männer mit dem kurzen Beingewand, Schuhen und Strümpfen, Jabots, dem gepuderten Haar, und endlich mit dem einst so ehrwürdigen und jetzt bis zum Eckel verspotteten Zopf — sie weckten in dem Gedächtnisse des alten Vaters tausend und tausend Erinnerungen an die vergangene Zeit.

Er ließ sich in einen Sorgenstuhl nieder, faltete die Hände und betrachtete wehmüthig die Bilder.

Tiefe Rührung beschlich sein Gemüth.

Aus der ganzen Fülle seines Herzens aufseufzend, lispelte er: Ihr seid doch immer die Alten, Ihr sollt in Zukunft meine Gesellschaft sein.

Bald darauf war er entschlummert.

Fünftes Kapitel.

Ein Morgen auf dem Wasserglacis.

Das junge Grün zierte bereits Baum und Grasplatz; die Kastanien, die sich nicht genug beeilen können, im Frühjahre mit ihrem Schmuck zu glänzen, um im Herbste desto eher abzusterben, warfen bereits leichte Schatten, die Linden zeigten auch schon kleine Blättchen, nur die faule Akazie, die so, wie gewisse Menschen, lange schläft, dagegen aber auch spät zu Bette geht, sie stand noch schmucklos da, ihre kahlen Aeste ragten zierlos in die milde Luft, sie ließ sich von der Sonne bescheinen, ohne bis jetzt noch eine Hoffnungsknospe zu zeigen.

Auf dem Wasserglacis war es bereits belebt.

Der Morgen athmete sonnig und angenehm.

Der grüne Rasenspiegel glänzte, wie eine ausgespannte Damastfläche, einzelne Blümchen schienen künstlerisch eingewebt.

Unter den Alleen lustwandelten Spaziergänger, Andere ruhten auf Bänken, wieder Andere hatten sich unter dem luftigen Dache der dort aufgeschlagenen Wirthschaft niedergelassen und schlürften den echten Wiener Mokka, den die böse Welt „Gemperle's Cichorie“ nennt.

Welch' eine gemischte, aus allen Ständen zusammengewürfelte Bevölkerung! Alte Herren, die Hände auf dem Rücken, trippeln mühsam auf und ab, Studenten durchkreuzen die etwas abseitigeren Baumreihen und lesen in Scripturen; alte dicke Frauen, von jungen mageren Hunden gefolgt, schleppen sich auf und nieder; dort in der Ecke, gemieden und geschieden, sitzt eine zarte Mondscheinseele und verschlingt ein Kipfel und den neuesten französischen Roman; mineralbedürftige Herren eilen zur Wirthschaft, wo die Quellen Karlsbads, Gleichenbergs, Sauerbrunns u. m. A. in einzelnen Flaschen gespendet, oder prosaischer gesagt, verkauft werden. Bewegungs- und beförderungslustige Beamte streifen hin und her, junge Frauen stricken an dem Strumpf und denken an ihren Gatten, Grisetten durcheilen flüchtig die Alleen, um sich durch das Karolinenthor zu verlieren. Rech-

net man zu diesen noch Arme mit und ohne Bettelstab, ferner die große Zahl der Zeitdiebe mit den Lakirten, Strohgelben und Knebelbärten, und zu diesen die vierfüßigen Knebelbärte, deren Milch hier gemolken und hier getrunken wird, so hat man einen beiläufigen Index der zeittödtenden Menge.

Sehen wir uns unter den diesmorgentlichen Besuchern des Wasserglacis um, vielleicht finden wir Bekannte.

Dort auf der Bank sitzt ein junger Mann.

Seine stattliche Figur, sein voller Bart, sein glänzendes Auge zeichnen ihn vortheilhaft aus. Er sitzt und zeichnet mit seinem Spazierstock Charaktere in den Sand.

Wer sollte es diesem Feuerkopfe zutrauen, daß er auch nachdenkend, träumerisch sein könne?

Wir hätten es ihm nun und nimmer zugemuthet!

Als er, mit seinem scharlachrothen Schlafrock angethan, die türkische Mütze auf dem Kopfe, die glimmende Cigarre im Munde, aus dem Fenster der Frau Melusine Spreizenberg heraussah und Herrn Valentin Spießer, dem ärmsten aller Ehemänner, sein „guten Morgen, Herr Nachbar!“ zurief, wer

hätte es da nur ahnen können, daß der Besitzer dieser impertinenten Freundlichkeit auch kopfhängerisch sein könne?

Aber nicht nur stille, sondern auch rauschende Gewässer haben ihre Tiefen, der Muthwille hat auch seine ernsten Saiten, unser junge Mann seine erwägenden Momente.

Valentins Schreckensmann war, wenn auch nicht geckenhaft, so doch elegant gekleidet, er vereinte mit dem leichten Wesen der Jugend die Würde und Kraft des Mannes.

Auf der Karolinenbrücke herüber — diesem später in einer halben Stunde weggespülten Hunderttausendgulden-Meisterstücke des vormärzlichen Magistrates — kamen zwei andere junge Leute. Indem sie sich in der Richtung gegen die Stadt wandten, mußten sie an unserm Freunde vorüber.

Sieh doch! sagte der Eine zum Andern, dort sitzt Gustav.

Meiner Treu, er ist's! entgegnet der Andere. Gustav, guten Morgen!

Der Angerufene blickt auf und erwiedert den Gruß.

Was Teufel machst Du da? rief der Erstere, mir scheint gar, Du schreibst Grundrechte in den Sand, damit sie der nächste Luftzug verwische.

Du irrst Dich, versetzte sein Gefährte, er hat eine Kegelschnittslinie gezeichnet und in derselben regelrecht den Brennpunkt bestimmt.

Mich däucht, bemerkte der Erstere, da unten ist auch Etwas von einer Formel zu sehen.

Gustav lächelte und sagte: Ihr gebt Euch viele Mühe, zu entziffern, was ich gedanken- und formlos in den Sand kritzelte. Ihr erinnert mich an den passionirten Alterthümler, der sich wochenlang über eine vermeintlich altrömische Inschrift den Kopf zerbrach und zuletzt erfuhr, daß das Ganze nichts anderes als „Leberwurst" bedeute. Wohin führt Euer Weg?

Wir flaniren!

Von Moritz, sagte Gustav, indem er den Größeren der Beiden ansah, glaube ich es, allein bei Arnold hege ich Zweifel. Er ist mit seiner Zeit zu karg, um sie zu vergeuden.

Deine gute Meinung freut mich, antwortete Derjenige, welcher Arnold hieß, ich bin in der That auf dem Wege zum Kollegium, und habe nur Moritz zu Liebe den Umweg über das Wasserglacis genommen. Da er

Dich hier gefunden, so wird er meine Gesellschaft gern vermißen, ich wende mich daher meinem Berufe zu. Lebt wohl!

Adieu, mein Lieber! grüßte Gustav.

Seh' ich Dich noch vor Abend? rief ihm Moritz nach.

Wie gewöhnlich, im Gasthaus! erwiederte Arnold, und ging seines Weges.

Moritz ließ sich nun an der Seite Gustavs nieder.

Jetzt, sagte er, wollen wir Beide mit einander sprechen.

Ja, versetzte Gustav, thun wir es, oder besser gesagt, thu' Du es, denn ich bin heute nicht zum Sprechen gelaunt.

Was ist die Ursache Deiner Mißlaune?

Bist du neugierig?

Ich bin theilnehmend.

Zum Kuckuk mit Deiner Theilnahme! Es gibt Dinge, wo Einem die Theilnahme eines Andern eben nicht gelegen kommt.

Ich verstehe.

Nichts verstehst Du, gar nichts! Man muß nicht immer wissen wollen, wo andere Leute der Schuh drückt.

Bei Dir weiß ich es zufällig, oder glaube es zu wissen.

Du bildest Dir es ein. Du meinst, weil Du in der Seitengasse wohnst, so wissest Du, was in der Hauptstraße vorgeht.

Moritz lachte auf.

Siehst Du, rief er, ich habe es ja gleich gesagt, daß ich es weiß. Deine Worte bestätigen, daß ich mich nicht getäuscht habe. Du bist verliebt.

Jetzt brach Gustav in ein heftiges, aber freilich nicht ungezwungenes Lachen aus.

Ich bin verliebt? rief er.

In unsere schöne Nachbarin.

Du mußt sagen, in meine schöne Nachbarin, denn seitdem der eifersüchtige Ehemann die Zimmer, welche in die Seitengasse gehen, bezogen hat, genieße ich verdammt wenig von der Nachbarschaft.

Desto mehr ich, — die kleine Brünette ist sehr oft am Fenster. Ich und Arnold treiben oft unsere unschuldigen Koketterien, und der Mann, so oft er sich am Fenster sehen läßt, wird jederzeit mit einem überaus freundlichen: „Guten Tag, Herr Nachbar!“ empfangen. Der Kerl, man sieht ihm's an, er möchte jedesmal gerne aus der Haut fahren.

Beide lachen.

Wir haben den Spießbürger schön in

die Enge getrieben, sagte Gustav, mir ist er ausgewichen und ist Dir in die Klauen gerathen. Ich hoffe, dem werden wir das „eifersüchtig sein" abgewöhnen.

Ich sehe ihn schon betrogen und hinterher noch ausgelacht.

Betrogen? Hälst Du die kleine Brünette dessen fähig?

Jetzt brach Moritz los. Er lachte vom Herzen.

Gustav, rief er, Du bist heute entsetzlich naiv. Wie kann man nur so Sankt-Anna-mäßig fragen. Dieser Frau sieht man es ja an jedem Auge an, daß sie ihren Gatten nicht mag, und mehr braucht man nicht.

Der Vollbart war über die Ansicht seines Freundes sehr erfreut.

Auch ich, sagte er, habe dasselbe bemerkt.

Ich bedauere nur Eines! sagte Moritz fast traurig.

Und dieses ist?

Daß ich nicht mehr frei bin.

Oh! Du Neidischer.

Du mußt das Compliment, welches ich Dir mit dieser Aeußerung mache, nicht übersehen. Ich fürchte Deine Rivalität.

O ihr Götter! hört es, Apollo fürchtet den Ganymed.

Ueber diese scherzhafte Paralelle lachten Beide.

Aufrichtig gesprochen, nahm Gustav dann wieder das Wort, ich suche Gelegenheit, mit der jungen Frau anzuknüpfen, aber ich habe noch keine gefunden. —

Kennst Du Henriette schon länger?

Blos vom Sehen aus! Ich sah sie, sie gefiel mir, und ich zog in ihre Nachbarschaft.

Wußtest Du, daß ihr Mann eifersüchtig ist?

Ich wußte es.

Und Du bezogst dennoch das vis à vis? Das war, mit Erlaubniß gesprochen, sehr dumm.

Warum denn?

Ich will es Dir gleich auseinander setzen. Wer eine Frau erobern will, die einen eifersüchtigen Mann hat, muß nicht nur nicht in die Nähe, sondern wo möglich in einer ganz andern Vorstadt wohnen, als sie. Denn erstens: führt man selbst den Verdacht herbei und zweitens: ist es natürlich, daß der Mann auf die Nachbarschaften ein sorgfältiges Auge hat. Du hast dich schon verrathen. Wärest Du in der Ferne geblieben, und hättest Dich der Frau außer Hause genähert, wenn sie

z. B. in die Kirche geht oder Besuche macht, Du hättest leichtes Spiel gehabt, so aber bist Du ihm in den Rachen gelaufen, er kennt die Gefahr, und die Gefahr, die man kennt, besiegt man leicht, er überwacht Dich und sie zu gleicher Zeit. Du bereitest ihr Verlegenheiten, ohne Dir zu nützen.

Meiner Treu, Du hast Recht! es war übereilt von mir, daß ich in die Kothgasse gezogen bin; aber was ist zu thun, geschehen ist geschehen.

Es muß auf Mittel gesonnen werden, den Fehler wieder gut zu machen.

Soll ich wieder ausziehen? —

Der Himmel bewahre! rief Moritz, das wäre wieder fehlgeschossen, da wird er noch eifersüchtiger; es muß ein anderes Mittel ergriffen werden.

Und nach einigem Nachdenken fuhr er fort: Ich will Dir rathen, gut rathen. Ich weiß ein sehr leichtes Mittel, den Eifersüchtigen zu täuschen.

Laß hören.

Es ist eine ganz einfache Taktik.

So? Ich bin neugierig.

Man riskirt nichts dabei und siegt doch.

Alle Teufel! das ist leicht.

Sehr leicht und fast unfehlbar.

Laß hören, laß hören.

Es ist ein vortreffliches Manöver.

Meiner Treu! Du verstehst es, mich in Athem zu erhalten.

Sage mir, weißt Du, was man in Paris in der Liebe eine „spanische Wand" nennt?

Nein, das weiß ich nicht.

Weißt Du, was man nach spanischer Sitte einen „Stier" in der Liebe nennt?

Das weiß ich noch weniger.

Weißt Du, was der Engländer in der Liebe „einen Nebel" nennt?

Meiner Treu! das weiß ich auch nicht.

Weißt Du endlich: was man in Wien einen Elephanten nennt?

Gustav stutzte.

Ich will es Dir sagen. Wenn man eine Frau liebt, die einen eifersüchtigen Mann hat, so sucht man einen Freund, der die Rolle übernimmt, diese Frau mit einer vorgeschützten Leidenschaft zu verfolgen, wodurch die Aufmerksamkeit des Eifersüchtigen auf diesen Freund gelenkt wird, und während man die Scheinangriffe des Freundes abwehrt und immer nur mit ihm beschäftiget ist, kann der wirklich Verliebte in aller Muße

die Festung erobern. Einen solchen Freund nennt man in Paris eine „spanische Wand,“ in Spanien einen „Stier,“ in London „einen Nebel“ und in Wien einen „Elephanten.“

Gustav war wie elektrisirt.

Moritz, rief er nach einer stummen Pause mit Entzücken, Du bist groß in Deiner Art, solch ein Feldherrntalent hätte ich Dir nimmermehr zugetraut. Bei meinem Barte, den ich so hoch achte, wie jeder Prophet den seinen, versichere ich Dich, daß, wäre ich Minister des Frauen-Kultus, daß niemand Anderer als Du, mein Staatssekretair werden dürfte.

Danke recht schön, entgegnete der gepriesene Rathgeber, ich bin kein Freund vom Büreau, das Büreausitzen brächte mir in acht Tagen den Tod.

Das Genie, sagte Gustav, läßt sich nicht gerne ketten, drum will ich dir einen schicklicheren Antrag machen. Da kein Ministerium für Frauenkultus besteht, so kann ich nicht Minister werden. Da Du also mein Staatssekretär nicht sein kannst, so sei mein — Elephant.

Moritz sprang von der Bank.

Gustav, sagte er, Du scheinst nicht bei Trost zu sein.

Warum denn?

Wie kannst Du mir einen solchen Antrag stellen?

Weil ich Dich für meinen Freund halte.

Freund? Ja, ganz recht, ich bin Dein Freund. — Aber Du mußt wissen, daß ich nicht nur Freund, sondern auch Mensch und Geliebter bin. O Gott, was würde meine Engelbertha sagen, wenn sie erführe —

Sie wird nichts erfahren. —

Meinst Du? Oh Freund! dann kennst Du meine Engelbertha nicht. Meine Engelbertha ist kein Mädchen, wie die andern Mädchen sind; das ist Dir ein ganz ausnahmszuständiges Wesen. Sie duldet keine Seitensprünge, sie hielte meine Scheinbewerbung für Wahrheit, denn sie sagt: „In der Liebe giebt es keinen Schein!" und dann wehe der kleinen Henriette. Engelbertha würde ihr einen Spektakel machen, daß die ganze Nachbarschaft in Aufruhr käme. Wie gesagt, Freund, Du kennst meine Engelbertha nicht.

Gut, sagte Gustav nach einigem Nachdenken, ich werde mich um einen Andern umsehen. Ich habe mich in Dir getäuscht.

Ich wußte nicht, daß Du vor Deiner Geliebten Furcht hast und daß Du Dir nicht so viel List zutraust, ein Weib zu täuschen.

Moritz fühlte sich von diesen Beschuldigungen hart getroffen.

Er sah Gustav mit wehmüthigen Blicken an und sagte: Bruder, Du zermalmest mich. Du fassest mich an meiner verwundbaren Seite, das heißt, an meinem Ehrgefühl. Ich will Dir beweisen, daß ich vor Engelbertha keine Furcht habe, und daß ich Talent genug besitze, selbst eine Engelbertha zu besiegen. Ich bringe Dir ein großes Opfer, indem ich mich mit Engelbertha in einen Kampf einlasse, aber es sei, ich will Dein — Elephant sein.

Nach diesem heroischen Entschluße reichte er Gustav die Hand; dieser nahm sie und drückte sie freundschaftlich.

Jetzt Bruder, sagte Moritz, gib mir eine Cigarre und laß uns frühstücken gehen.

Beide erhoben sich und gingen gegen das Café.

Die Zahl der Gäste war dort ziemlich zahlreich.

Die beiden Freunde ließen sich abseits nieder. Moritz durchflog mit seinen erfahrenen Augen die Gesellschaft und lispelte dann

dem Gefährten zu: Nichts Bekanntes, lauter noch nie gesehene Gesichter. Wir können ungenirt mit einander sprechen.

Schweigen wir lieber ungenirt und hören wir, was die Andern sprechen, lautete die Antwort.

Der zukünftige Elephant befolgte den Rath und spitzte die Ohren.

Unweit von ihnen saßen zwei alte Herren, welche mit einander sprachen. Sie redeten laut genug, um von scharfen Ohren gehört zu werden.

Moritz zog rasch ein Manuscript aus der Tasche und that, als ob er in demselben emsig lese; Gustav, die List merkend, that das Gleiche. Während Beide im Lesen vertieft schienen, behorchten sie das Gespräch der alten Herren.

Der Eine von diesen trug grüne Augengläser, der Andere eine Perrücke. Beide waren sehr anständig gekleidet.

Du hast also Deinen Jungen noch nicht untergebracht? sagte der mit den grünen Augengläsern.

Der Andere verneinte die Frage und setzte hinzu: Ich bin seinetwegen in großer Verlegenheit.

Man muß sich zu helfen wissen. Der Meine wird sehr bald versorgt sein.

Du hattest mehr Glück als Verstand! sagte der Andere unwirsch.

Im Gegentheil: ich hatte mehr Verstand als Glück. Man muß jedes Ding nur recht anzufassen wissen, dann geht Alles; aber dazu gehört vor Allem Verstand.

Und wie hast Du es begonnen? fragte der mit der Perrücke.

Ich bin auf Umwegen zum Ziele gelangt.

So? Auf Umwegen? könnte ich diese Umwege nicht auch einschlagen?

O ja, man muß sie nur kennen.

Du wirst mir doch aus alter Freundschaft kein Geheimniß daraus machen?

Es ist nicht recht rathsam.

Du bist Egoist. Indem Dein Sohn bald im Trockenen sitzen wird, könntest Du auch dem meinigen einen Dienst erweisen.

Du hast mich schlecht verstanden; wenn ich vorhin sagte, es sei nicht rathsam, so war es ganz anders gemeint, als Du es auszulegen beliebtest.

So rede.

Ich habe mir Protection zu verschaffen gewußt.

Das war klug. Ich würde nicht säumen dasselbe zu thun, wenn ich nur wüßte wo?

Ja, das ist eben der Pfiff. Ich wurde an eine Dame gewiesen. —

An eine Dame? rief der mit der Perrücke erstaunt.

So ist es. Und diese wird meinen Jungen postiren.

Könntest Du nicht auch mich —

O ja, sie ist eine gefällige Frau, aber es bedarf —

Da er hier inne hielt, schielte Moritz mit Einem Auge vorsichtig über das Manuscript hinweg und sah, wie der Alte mit den goldenen Augengläsern bei den Worten: „Es bedarf" mit dem Zeigefinger jene auf- und abgeleitende Bewegung machte, womit man gewöhnlich eine Bestechung oder wie der Wiener sagt: „Eine Schmierage" zu bezeichnen pflegt.

Wenn es sonst nichts ist, antwortete hierauf der alte Herr mit der Perrücke, ich bin gern erkenntlich und ist die Anstellung gut, so kann ich auch splendid sein, ich lasse gern einige „Hunderter" springen, wenn mein Junge nur dran kommt. Wer ist die Dame?

Oh, eine einflußreiche Dame! Sie geht bei Präsidenten ein und aus, als ob sie dort zu Hause wäre, sie kommt in die angesehensten Häuser.

Ihr Name?

Es ist die Baronin Rottenheim.

Die junge, schöne Baronin?

Dieselbe.

Da werde ich ihr gleich meine Aufwartung machen.

Aber Bruder, sagte der mit den goldenen Augengläsern, nicht vergessen —

Da er wieder inne hielt, so schielte Moritz abermals über das Papier hinweg, und sah, wie Jener seinen ausgestreckten Zeigefinger quer über die Lippen legte, was aus der Zeichensprache in Worte übersetzt, heißt: Du mußt reinen Mund halten!

Aber der neu engagirte Elephant hatte nicht nur dieses Zeichen, sondern auch, weit davon im tiefen Hintergrunde, auch noch einen andern Gegenstand erblickt.

Er sprang frappirt auf, und zwar so plötzlich, daß er auch Gustav erschreckte.

Marqueur, zahlen! rief oder brüllte Moritz vielmehr.

Was hast Du? fragte Gustav erstaunt.

Zahlen! wiederholte der Andere, wie früher, dann setzte er leise hinzu: Bruder Gustav, komm, ich bitte Dich, komm nur schnell!

Die Freunde zahlten in aller Eile und machten sich auf die Beine.

Aber sage mir doch, begann Gustav wieder, was ist denn vorgefallen?

Nichts, gar nichts!

Hast Du Jemanden gesehen?

Das ist es — um Gotteswillen! sieh Dich nicht um —

Wer ist es denn?

Hinter uns ist mein Quäler, mein Verfolger, mein Lebensverbitterer, mein Todfeind — es ist mein Schneider!

Gustav lachte.

Moritz sah ihn wüthend an.

Du lachst? sagte er, indem er die Zähne knirschend an einander preßte; Du kannst noch lachen? Bist Du je einem Schneider fünfhundert Gulden schuldig gewesen?

Nie, Bruder, nie!

Dann lache nicht, dann weißt Du nicht, was Hölle, was Fegfeuer ist. Bruder, ich rathe Dir, mache Schulden, wo Du willst, beim Schuster, beim Handschuhmacher, beim Kaufmann, kurz, überall, nur beim Schneider nicht.

Der Exaltirte hatte seinem Freunde kaum diesen guten Rath gegeben, als er plötzlich ausrief: Alle Teufel! was ist das?

Die jungen Leute, um dem Schneider zu

entkommen, waren in jene Allee geeilt, welche gegen das Stubenthor führte.

Was hast Du denn schon wieder? fragte Gustav erstaunt,

Hat heute der Satan sein ganzes Hilfs-Corps in Bewegung gesetzt?

Wer kommt dort? Ist es vielleicht gar Dein Schuster?

Oh, Bruder, wenn es mein Schuster wäre, ich würde nicht erschrecken. Mein Schuster ist ein Patriarch, die personifizirte Langmuth und Geduld; mein Schuster ist eine weiße Taube, ein Lamm, Gott erhalte ihn! aber dort kommt s i e —

Aha, Deine Wäscherin —

Oh, wenn es meine Wäscherin wäre! Meine Wäscherin ist ein Engel, eine wohlthätige Fee, eine zarte Blume gegen Jene, die dort kommt. Diese ist — E n g e l b e r t h a. Jetzt aber schnell ihr aus dem Weg, denn sie kommt hierher, sie sucht mich, wie die Häscher den Jaromir gesucht haben.

Aber, wohin sollen wir? es ist kein Ausweg —

Schrecklich, schrecklich! kein Ausweg? hinter mir der Schneider, vor mir Engelbd rtha gegen solche Gefahren gibt es kein anderes Mittel, als den Stadtgraben!

Er stürzte mit verzweifelter Hast aus der Allee gegen das Stakett, setzte über dasselbe und war im Nu in der Tiefe verschwunden.

Gustav kehrte lächelnd zum Café zurück.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

— — — — — — — — —

Während diese Scene auf der Einen Seite des Wasserglacis sich ereignete, zieht eine zweite auf der andern ebenfalls unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Wir wollen erzählen, wie sie sich zutrug.

Es ist ein unbedeutender Vorfall, wie sich deren in der volkreichen Residenz täglich unzählige ereignen, für uns jedoch ist er wichtig, denn er ist die Quelle von Ergebnissen, die in diesem Gemälde einen Theil des Inhaltes bilden.

In der Nähe einer Bank sind zwei Ziegen angekoppelt.

Ein junges Mädchen, mit einem Glase in der Hand, befindet sich in ihrer Nähe.

Die Thiere liegen auf dem Boden und wiederkäuen gemüthlich, was sie früher zu sich genommen haben. So oft Jemand kommt, um ein Glas Ziegenmilch zu nehmen, steht immer eines der Thiere, ohne irgend eine

Mahnung erhalten zu haben, auf, läßt das Glas voll melken und legt sich dann wieder nieder. Ja, die beiden Esmeraldinen sind so klug, daß sie — da das Mädchen, der Ordnung halber, einmal diese, das nächste Mal die andere in Anspruch nimmt — sich auch in dieser Ordnung erheben. Jede weiß, wann an sie die Reihe kommt, erhebt sich freiwillig und spendet gutmüthig den Brust- und Lungenstärkenden Trank.

Die Baumreihe herab kommt eine Frauensperson.

Ihr Gang ist langsam.

Sie hat den Kopf gesenkt, wie Jemand, der in tiefes Nachdenken versunken scheint.

Bei der Bank, in der Nähe der Ziegen, angekommen, läßt sie sich nieder, hebt dann, wie man es zu thun pflegt, wenn man tief aufathmen will, den Kopf in die Höhe und schöpft schwer Odem.

Im ersten Augenblick ist man in Zweifel, ob man die Angekommene für ein Mädchen oder für eine Frau halten solle; sie trägt wohl eine schwarze Haube, allein in den niederen Bürgerkreisen, denen sie anzugehören scheint, pflegen auch Mädchen sich dieser Kopfhülle — denn Bedeckung kann man das feine

Gewebe nicht nennen — zu bedienen. Ihr Alter war nach ihrem Aussehen ebenfalls nicht leicht zu beurtheilen, denn sie sah kränklich aus und man weiß, wie oft man sich irrt, wenn man blasse, hagere Gesichter abschätzen soll. Ihre Gestalt war schmächtig, schlank hätte man sagen können, wenn die Kleidung, deren sie sich bediente, ihr nur einigermassen zu Hilfe gekommen wäre.

Zwei Vorzüge jedoch besaß sie, die ihr bisher unverkümmert geblieben waren, nämlich: ihr weiches, überreiches blondes Haar, welches durch die schwarze Haube hervorglänzte und zwei Reihen der blendendsten Zähne, die die künstlichste Hand nicht hübscher hätte formen können. Auch ihr schwarzes, glühendes Auge würde unter andern Verhältnissen einen Reiz geboten haben, allein, bei diesem blassen, hageren Antlitze hatte es einen stechenden unheimlichen Blick, einen abschreckenden Charakter, es hatte etwas Gespenstiges an sich.

Außer der erwähnten Haube trug sie ein einfaches aber reines Kleid, ein Umhängetuch und einen grünen Sonnenschirm.

Armuth war an ihrem Aeußern nicht zu erkennen, wohl aber irgend ein Leiden, bei

dem man jedoch, trotz ihres blassen erschöpften Aussehens, im ersten Augenblicke nicht behaupten konnte, daß es ein körperliches sei.

Als sich die Frauensperson niedergelassen und aufgeathmet hatte, wendete sie sich zu dem Mädchen bei den Ziegen und machte eine Bewegung mit der Hand, welche andeutete, daß sie Milch wolle.

Das Begehrte wurde ihr nach einer Weile gereicht. Sie nahm das volle Glas, leerte es in langsamen Zügen bis zur Neige, gab es dann zurück und sagte: Was kostet der Trank?

Das Mädchen nannte den Preis.

Die Blasse reichte ihr die Münze und murmelte dabei: „Da hast Du's, arme Seele!"

Nach diesen Worten richtete sie ihren Blick auf die beiden lagernden Ziegen, und murmelte wie früher in sich hinein: „Auch arme Seelen! oh! oh! viel arme Seelen!"

Das Milchmädchen achtete auf diese Rede nicht. Die Frauensperson blieb ruhig sitzen, spielte mit dem geschlossenen Sonnenschirm, den es wie einen Pendel sich hin- und herbewegen ließ, bis sie durch das Dazukommen einer zweiten Person unterbrochen wurde.

Diese war eine alte Frau, deren hohe Gestalt, durch die Last der Jahre, gebeugt einherschritt. Die Frau trug ein beschmutztes dunkles Kleid, dessen obere Hälfte durch eine sehr abgetragene schwarze Merino-Mantille bedeckt war. Ihr Kopf stack in einem zerknitterten Atlashut, dessen Farbe zwischen Blau und Schwarz schwankte. An dem rechten Arm hing ein Rüdikül, der mit unsichtbaren Dingen angestopft, nichts Anderes, als das Stück eines Schnupftuches von blauen Linnen sehen ließ.

Das braune, hagere Antlitz der Frau zeigte ein Gewebe von Falten, die sich hieroglyphenartig durchkreuzten; ohnedies länglich, schien es durch ein gestrecktes Kinn noch länger, wodurch auch die Nase sehr zugespitzt erschien.

Die ganze Erscheinung hatte nichts Einnehmendes; ihr lauernder Blick, ihr höhnischer Zug um den Mund, ihre tückisch zusammengezogenen Brauen, Alles vereinigte sich, Widerwillen gegen sie einzuflößen.

Als diese Frau bei der Bank angelangt war, auf welcher die Blaße saß, nahm sie ebenfalls auf derselben Platz. Die früher Dagewesene zog ihren Sonnenschirm an sich,

sah mit ihren stechenden Augen die Angekommene an und murmelte zwischen den Zähnen: „Arme Seele!“

Die Alte hatte den Blick gesehen und die Worte gehört, sie verzog spöttisch den Mund und sagte: Meinen Sie etwa mich mit der armen Seele? Ich glaube, Sie werden für die Ihrige auch noch keine Einkommensteuer zahlen.

Wissen Sie, begann die Andere, ohne auf den Spott zu achten, in einem wichtig thuenden geheimnißvollen Tone, wissen Sie, was eine arme Seele ist?

Bestimmt, versetzte die Alte in derselben Weise wie früher, vermag ich es nicht anzugeben, aber nach meinem simplen Hausverstande sind jene Seelen die „armen Seelen,“ welche in armen Leibern stecken.

O, nein, entgegnete die Blasse, indem sie traurig den Kopf schüttelte, arme Seelen sind solche, die im Grabe keine Ruhe finden können.

Ah, so! bemerkte jetzt die Andere, wo möglich noch höhnischer als früher, ich habe bisher immer geglaubt, daß man nur die leblosen Körper in die Gräber senkt und daß die Seelen anderswo hinkommen.

Ja, ja, sagte die Blasse, die Seelen kommen anderswo hin, und zwar in's Fegefeuer, aber sie werden von dort fortgesendet, damit sie ihre Erlösung suchen, und dieß sind die wandernden Seelen.

Und wer erlöst diese wandernden Seelen?

Wer? Was weiß ich? Erlösen ist schwer.

Als die Blasse diese Worte gesprochen hatte, begann die Alte aufmerksam zu werden. Ihr Oberleib schien um einige Schuh länger zu werden, sie wandte ihrer gegenwärtigen Nachbarin das Antlitz zu und fixirte sie mit einem Blicke, der sich in die Gedanken der Blassen hineinzubohren versuchte.

Der spöttische Zug um den Mund verlor sich, die weit aufgezogenen Brauen signalisirten die Aufmerksamkeit, welche sie der Andern angedeihen ließ, und den Ernst, welcher jetzt bei ihr obwaltete, — bei ihr, die kurz früher nicht genug Spott in ihre Worte zu legen vermochte.

Das glaube ich Ihnen gerne, liebe Mamsell, nahm sie nach einigen Momenten das Wort, nicht Jedem ist es gegönnt, wandernde Seelen zu erlösen, es gehört viel, sehr viel dazu, es ist auch nothwendig, daß es geschehe.

Diese mit erheuchelter Freundlichkeit und Gutmüthigkeit gesprochenen Worte erwärmten die Gefühle der Blassen, sie ließ die Alte nicht weiter sprechen.

Nicht wahr, sagte sie rasch, die wandernden Seelen müssen erlöst werden? Oh, es muß für eine arme Seele schrecklich sein, unstät von einem Orte zum andern ohne Ruh und ohne Rast zu wandern, und nirgends eine bleibende Stätte zu finden, bis sie erlöst wird. Oh, es muß schrecklich sein, eine solche Strafe zu erdulden, und da die armen Seelen sich selbst nicht helfen können, so ist es unsere Pflicht, ihnen beizustehen und sie zu erlösen.

Die Alte war überrascht.

Je länger die Andere sprach, desto betroffener wurde sie. Ihr Mienenspiel verrieth diese Bewegung hinlänglich, ihre Gedanken kreuzten sich im Fluge.

Trunken ist sie nicht, sprach die Alte bei sich, denn diese Ruhe, dieser Ernst, können von einem Trunkenen so lange nicht behauptet werden. Irrsinnig ist sie auch nicht, denn sie spricht aus ihrem Innersten mit Wärme und Gefühl. Eine Betrügerin kann sie auch nicht sein, denn man sieht ihr's an, sie glaubt

das, was sie sagt. — Was mag sie also vorhaben? Unbegreiflich! Ich muß mich ihr behutsam nähern, vielleicht — man kann nicht wissen.

Meine liebe Mamsell, begann sie mit salbungsvoller Verstellung, ich habe es Ihnen gleich angesehen, daß Sie eine fromme gottgefällige Person sind, und daß Sie nicht säumen werden, die armen Verurtheilten befreien zu lassen.

O, gewiß, gewiß!

Aber, es ist sehr schwer. Es gehört ein reines Gemüth dazu und — doch, was red' ich da, ich bin heut noch in keiner Kirche gewesen, ich darf nicht davon sprechen.

Wissen Sie, wie man arme Seelen erlöst? fragte die Blasse hierauf.

Ob ich es weiß? Mein Himmel, welche Frage! Bin ich doch selbst so eine abgebüßte Seele.

Wie? rief die Andere, von einer freudigen Bewegung ergriffen, wär' es möglich! Du eine abgebüßte Seele? o komm an mein Herz, laß Dich umarmen!

Das ganze Wesen dieser Person war jetzt von Erregung ergriffen, ihre Wangen zeigten einen leisen Schimmer von Roth, ihr Auge

strahlte, die verletzende Spitze ihres Blickes hatte sich in etwas abgestumpft. Es war fast rührend zu sehen, mit welcher Innigkeit sie die Alte umschloß, wie sie ihr die braune runzelige Wange streichelte, die Lippen küßte, über welche kurz früher die abscheuliche Lüge gekommen war.

Die Andere duldete ruhig und mit einer gewissen Hoheit die Liebkosungen, beobachtete jedoch ihre neue Bekannte unausgesetzt.

Da, da! fuhr die Blasse unter Liebkosungen fort, Du wirst Hunger haben, nimm dieses Brod, — sie zog ein Stück Brod aus der Tasche und gab es der Alten — nimm es ungescheut, ich bin nicht arm, ich kann Dir noch mehr geben, o, gewiß, ich kann; nimm es und iß Dich satt.

Die Alte steckte das Brod in ihren Arbeitsbeutel und sagte, ihrer Rolle getreu: Ich mag nicht essen, ich bin heute noch nicht in der Kirche gewesen.

Weißt Du was, begann die Andere, indem sie diese Idee auffing, gehen wir selbander hinüber in die Karlskirche.

Die Andere war's zufrieden.

Beide erhoben sich und gingen über das Glacis.

Die Alte ließ sich durch die vertrauliche Anrede ihrer Gefährtin nicht irre machen, und behandelte sie immer mit jener Zurückhaltung, wie sie Höhere gegen Niedere zu beobachten pflegen. Natürlich, sie war ja eine abgebüßte Seele!

Sie wohnen wohl weit von hier? begann sie während des Gehens.

Oh, nein, gleich hinter der Karlskirche, in der Alleegasse.

Eine ruhige Straße mit kleinen Quartieren.

Mein Kämmerchen ist angenehm, die Fenster gehen in einen Garten.

Sie bewohnt ein Kämmerchen? dachte die Alte bei sich, sie scheint also allein zu sein.

Dann, um sich dessen zu vergewissern, fuhr sie fort: Sie haben wohl Raum genug?

Mein Gott! antwortete die Bleiche, was braucht eine einzelne Person viel Platz.—

Sie leben allein? fragte die Andere, sich überrascht stellend, haben Sie keine Verwandten?

Die Blasse schüttelte traurig den Kopf.

Keine Freunde?

Dieselbe verneinende Bewegung.

Keinen Freund?

Abermalige Verneinung.

Es lag der Alten daran, die Verhältnisse der seltsamen Person wo möglich noch näher zu erforschen, darum fuhr sie fort: Das ist traurig, wenn man so ganz allein auf der Welt steht. —

Oh, gewiß, sehr traurig!

Man hat Niemanden, an den man sich zur Zeit der Noth wenden könnte?

Niemanden!

Man ist auf sich selbst beschränkt?

Immer!

Wohl Dem, den die Eltern nicht ganz elend zurücklassen!

Der Himmel segne meine selige Mutter! sagte die Blasse mit Inbrunst; vor Noth und Elend hat sie mich bewahrt.

Sie ist also nicht arm? murmelte die Alte, dann setzte sie laut hinzu: Ist Ihre Mutter schon lange todt?

Schon lange, sehr lange!

Die Alte hätte nun gerne den Namen ihrer Gefährtin erfahren, wollte jedoch nicht geradehin nach demselben fragen. Sie bediente sich daher einer gewöhnlichen List, die — so plump sie auch sein mag — doch selten ihren Zweck verfehlt.

Und Ihr Vater? fragte sie weiter.

Ist auch schon todt. Länger, als die Mutter.

Arme, arme Marie! klagte die Alte.

Mein Name ist Lucie! erwiederte das Mädchen.

Ah so, Lucie? Ich hatte im Augenblicke geglaubt, Sie hießen Marie.

Während dieses Gespräches war man unweit der Kirche angelangt.

Die Alte hielt ein wenig stille.

Liebe Mamsell Lucie! sagte sie, ich habe Sie in der kurzen Frist unserer Bekanntschaft so lieb gewonnen, als ob Sie meine Schwester oder gar meine Tochter wären. Um Ihnen dies zu beweisen, werde ich gleich morgen nach Maria-Trost wallfahrten und einige Messen für Ihre gute Mutter lesen lassen.

Lucie faßte diese Versicherung mit Leidenschaft auf.

Thun Sie es, antwortete sie, ich bitte Sie darum. Und da, da — sie zog einen Beutel aus der Tasche und gab der Alten Geld — nehmen Sie dies und bezahlen Sie die Messen.

Die Andere behielt sie fest im Auge. Ein Blick auf den Beutel überzeugte sie, daß er mit Papiergeld reich bedacht war.

Oh, oh! murmelte sie bei sich, sie hat mehr, als ich vermuthet habe.

Das ihr dargereichte Geld steckte sie ein.

Wenn Sie zurückkommen, fuhr Lucie im Eifer fort, dann kommen Sie zu mir, wir wollen noch viel mit einander sprechen. Sie müssen mir von den armen Seelen erzählen, von dem Fegefeuer und wie jene abgebüßt werden. Oh, wie freue ich mich, dies Alles zu hören!

Die Alte lächelte und sagte: Ganz gewiß, ich werde kommen, in die Alleegasse—

Fragen Sie nur um das Haus zum „Erzengel Gabriel.“

Sie wohnen beim Erzengel Gabriel?

Ja, er ist in der ganzen Gasse bekannt, das heißt, das Haus ist bekannt.

Es werden aber mehrere Parteien im Hause sein?

O ja! Deßhalb fragen Sie nur nach Lucie Driller.

Bei Nennung dieses Namens fuhr die Alte zurück, als ob neben ihr der Blitz in die Erde gefahren wäre.

Lucie Driller? stammelte sie, ohne die zitternde Bewegung ihres Leibes verbergen zu können.

So ist mein Name! versetzte das erstaunte Mädchen.

Die Alte drückte ihre beiden Hände vor die Stirne, augenscheinlich, um ihre Gedanken zu sammeln.

Was haben Sie? fragte Lucie verwundert.

Die Alte kam zu sich.

Die Aufmerksamkeit des Mädchens war ihr ungelegen. Luciens Frage mußte auf eine Weise beantwortet werden, die in ihrer Seele keinen Verdacht aufkeimen ließ.

Mein Himmel, klagte die Alte, das ist eine Mahnung von Jenseits. Ich komme heute fast zu spät in die Kirche. Schnell kommen Sie, es drängt mich hinein, ich muß, ich muß!

Lucie faßt sie freundlich an der Hand und eilte mit ihr in die Kirche.

Als Lucie sich nach verrichtetem Gebete nach ihrer neuen Bekannten umsah, war die Alte verschwunden.

Sechstes Kapitel.

Der Anfang des Provisoriums.

Personen, welche täglich zur nämlichen Stunde denselben Weg durch die Strassen der Stadt gehen, bleiben nicht unbeachtet, und möge die Frequenz dieser Strassen noch so groß sein, wenn man gewohnt ist, Jemanden täglich um eine bestimmte Stunde in dieser oder jener Strasse zu sehen, so vermißt man ihn, sobald er ausbleibt, man weiß es, wenn er zu spät kommt, man merkt es, wenn mit ihm eine Veränderung vorgegangen ist.

Wenn nun erst zwei Personen, jahrelang, um die nämliche Zeit, in denselben Strassen, mit immer denselben Gewändern erscheinen und man gewohnt ist, diese beiden Personen dort jederzeit so und nie anders zu sehen, so darf man sich schon gar nicht wundern, wenn im Falle einer, bei einer oder der andern der Personen eintretenden, Aenderung die Aufmerksamkeit Aller sich dieser im erhöhten Grade zuwendet.

Die Wahrheit dessen, was wir hier sagen, erfuhr der junge Adolar, als er am ersten Tage des ihm oktroirten Provisoriums an der Seite seines Vaters den Gang durch die Stadt in die Stefanskirche machte.

Man war bisher gewohnt, den Alten und seinen Sohn auf dem von uns beschriebenen Wege immer in denselben Kleidern zu sehen; Neulingen fiel diese Tracht natürlich auf, die Andern hingegen, die sie durch Jahre her schon gesehen, gingen an ihnen als alte Bekannte gleichgültig vorüber, und beachteten sie nicht.

Nun trat aber eine Änderung ein.

An einem Morgen erschien Adolar zwar noch so wie früher am Arme seines Vaters, aber er war ganz anders gekleidet. Er trug eine hübsche Pantalon mit Strippen, ein schönes Gehröckchen, eine solide Kravatte und endlich einen Hut, an welchem selbst der philiströseste Spießbürger nichts Auffallendes gefunden hätte, da waren natürlich Aller Augen auf ihn gerichtet, den man gewohnt war, bisher mit ausgeschlagenem Hemdkragen, mit kurzen Pantalons, einem engen Röckchen und einem Konushut zu sehen.

Wäre der arme Junge allein gegangen, der Hundertste würde ihn kaum erkannt haben, aber der Vater mit seinem unausweichlichen Molton-Mäntelchen — alle anderen auffallenden Eigenthümlichkeiten gar nicht mitgerechnet — hing wieder an seinem Arm und trug wieder das unbändige spanische Rohr in der Hand, da konnte es nicht anders kommen, Adolars Metamorphose mußte bemerkt werden.

Das war nun ein peinlicher Gang an diesem Tage.

Die Handlungsdiener, welche um diese Zeit gewöhnlich ihre Auslagen „auf den Glanz“ herstellen, rissen die Augen auf.

Was Teufel! rief der Eine, der Junge hat sich kultivirt.

Wie der aus der Kravatte heraussieht! spottete der Andere.

Wie die Maus aus dem Käselaib! ergänzte der Dritte.

Am Ende geht er gar auf Freiersfüßen! rief der Vierte.

Eine dicke Fleischselcherin aus der Vorstadt, welche täglich ihre falschen „Frankfurter“ und „Preßburger“ per Wagen in die Stadt expedirte und um diese Stunde gewöhnlich vor dem Lothringer (einem Bierhause)

hielt, schüttelte sehr verwundert den Kopf mit den schweren Ohrgehängen und sagte tief erstaunt: „Schaut's den an — wie der heut ausschaut — jetzt steht die Welt auf kein Fall mehr lang!“

Die täglichen Gäste vor dem Dauni'schen Kaffeehause, die ihr Frühstück und ihre Morgenblätter einnahmen, steckten die Köpfe zusammen und wisperten einander einige Worte zu, indem sie dabei Adolar ansahen.

Aus der großen Tabaktrafik, die sich einige Schritte weiter aufwärts befindet, stürzten die eben anwesenden Cigarrenkäufer heraus, denn sie fanden heute den modernisirten Adolar eben so interessant, wie die niedliche kleine schwarzäugige Sambreil-, Tiroler- und Havannah-Spenderin oder wie die große, ernste Cuba, Portorico und Rappee gebende Blondine.

Auf dem Graben vor der Sparkasse machten einige Lehrjungen Miene, ihrer Spottlust freien Lauf zu lassen, was aber glücklich durch den wachsamen Polizeimann vereitelt wurde, leider konnte er nicht auch verhindern, daß die Fiaker weiter oben ihre Wienerischen „Schnoferl“ machten und der Boshafteste von Allen sogar einen seiner Kopfhänger bei der

Mähne nahm und ihm zurief: „Na, mein Bräundl, jetzt mußt Du auch noch englisirt werden!“

Wie gesagt, es war für den armen Jungen ein fürchterlicher Gang.

Weder Vater noch Sohn hatten auf dem ganzen Wege ein Wort verloren.

Hilarius schritt, seine Umgebung nicht beachtend, dahin, Adolar machte ein finsteres Gesicht, knirschte oft mit den Zähnen, behielt aber trotzdem seine Fassung.

Endlich langte man in der Stefanskirche an.

Der Jüngling athmete erleichtert auf.

Wie hatte er sich zu Hause nach dieser Stunde gesehnt, wie hatte er sich auf den Moment gefreut, wo Pauline in die Kirche treten und ihn zum ersten Male in einer anständigen Kleidung sehen würde, und jetzt — wie war ihm diese Freude verbittert worden!

Wie groß mußte das Vergnügen sein, welches ihn die eben erduldete Pein vergessen machen sollte?

Der Platz, den die Jungfrau einzunehmen pflegte, war noch leer.

Adolar hatte Zeit, sich von dem Ärger zu erholen.

Er hing seinen Gedanken nach. Er nahm sich vor, den Eindruck, den seine Veränderung bei ihr hervorbringen würde, genau zu beobachten.

Er hatte bisher noch kein Wort mit ihr gesprochen, der arme Junge fürchtete sich, ihr in seiner kindischen Kleidung entgegenzutreten. Jetzt aber war dieses Hinderniß fort, jetzt hätte er es schon gewagt, sie anzureden, wenn er nur Gelegenheit gehabt hätte.

In der Kirche, in Gegenwart des Vaters — er hätte es um keinen Preis vermocht; was sollte er also thun?

Er dachte nach. Der Drang, sich Paulinen zu nähern, war lebhaft erwacht, seine Gedanken suchten nach einem Mittel, dieses zu bewerkstelligen.

Eine Idee ließ ihn die Möglichkeit dessen hoffen.

Er erhob sich leise vom Sitz und begab sich vor jene Thüre, durch welche die Jungfrau gewöhnlich einzutreten pflegte.

Hier wollte er sie erwarten.

Jede Sekunde, die er harrte, däuchte ihm eine lange Zeit.

Sie kommt heute spät, sagte er, oder wird sie vielleicht gerade heute ausbleiben?

Wenige Momente wurde er von diesem qualvollen Zweifel beherrscht, plötzlich aber gewahrte er sie den Platz daher kommen.

Unbekannte, die man täglich zu sehen Gelegenheit hat, selbst wenn wir noch nie mit ihnen gesprochen, dünken uns weniger fremd. Diesem Umstande verdankte Adolar den Muth, Pauline, als sie herankam, freundlich grüßen zu können.

Die Jungfrau war überrascht, vielleicht durch den Gruß, vielleicht auch durch die Metamorphose, die mit der Hülle des Jünglings, den sie ganz anders zu sehen gewohnt war, stattgefunden hatte.

In Folge dieser Ueberraschung, die sie nicht wenig erröthen machte, blieb sie einen Augenblick lang wie angewurzelt stehen.

Adolar benützte geschickt diese Frist und sprach sie an.

Fräulein Pauline, sagte er in einem kindlich flehenden Tone, zürnen Sie meiner Kühnheit nicht und gewähren Sie mir eine Bitte.

Die Jungfrau, als sie sich bei ihrem Namen anreden hörte, wurde wo möglich noch mehr betroffen. Sie, die dem jungen Manne ganz fremd zu sein glaubte, sah sich von ihm gekannt. Sie fand nicht den Muth, ihm eine Gegenrede zu verweigern.

Was wünschen Sie, mein Herr! stammelte sie, das Auge schüchtern zu Boden gesenkt.

Ich w ü n s c h e nicht, ich b i t t e! antwortete Adolar.

Reden Sie, mein Herr.

Gewähren Sie mir die Gelegenheit, Sie an einem andern Orte, als hier, sprechen zu können.

Mein Herr! sagte Pauline in einem mehr flehenden als drohenden Tone.

Ich bitte Sie darum.

Pauline blieb stumm und schüttelte den Kopf.

Sie könnten mir wirklich diese unschuldige Bitte versagen?

Was haben Sie mit mir zu sprechen?

O viel, sehr viel. Ich bitte Sie darum.

Die Jungfrau lächelte über diese kindische Zudringlichkeit.

Ich pflege Nachmittags in das Belvedere zu gehen, stammelte sie.

Adolars Herz pochte hoch auf.

Nachmittags, rief er, kaum im Stande, den Ausbruch seiner Freude zu bemeistern, o mein Himmel! da habe auch ich meine zwei freien Stunden, ich werde zwischen fünf und sechs —

Pauline nickte ihm freundlich zu und eilte in das Gotteshaus.

Adolar wartete noch eine Weile, dann folgte er ihr, um seinen Platz wieder einzunehmen.

Er hatte sich kaum niedergelassen, so erhob sich der Vater.

Adolar, ihm folgend, verließ mit einem seligen Blicke auf Pauline den Dom.

Als Vater und Sohn den zweiten Theil ihres täglichen Ganges vollendend, zu Hause anlangten, harrte Ursula bereits neugierig an der Thüre, denn sie brannte vor Neugierde zu erfahren, wie es ihrem jungen Freunde zum ersten Mâle in den soliden Kleidern bekommen habe.

Adolar war noch entzückt von der auf dem Stefansplatze erlebten Scene, sein Antlitz strahlte wie eine junge Baumkrone im Frühglanz der Sonne, seine Augen hatten etwas Schwärmerisches angenommen, um seine Lippen lagerte ein entzückendes Lächeln.

Als seine einstige Amme diese Umwandlung bemerkte, und dies war beim ersten Anblicke der Fall, zwinkerte sie freundlich mit den Augen, nickte Adolar zu, um ihm anzudeuten, daß sie bereits merke, wie

wohl es ihm an diesem ersten Tage gegangen sei.

Der Alte, nachdem er wie gewöhnlich seine Hauskleidung — den bewußten langen Rock und die vierspitzige Mütze — angelegt, ging heute nicht in seine Stube, sondern ließ sich nieder und sagte zu dem Jüngling: Nun, hat Dich der heutige Gang überzeugt?

Ursula spitzte die unter der schwarzen Haube stehenden Ohren.

Wovon sollte er mich überzeugt haben? fragte Adolar.

Daß die Welt den Skandal sucht.

Daran hab' ich nie gezweifelt.

Hat man heute nicht mehr mit Fingern auf Dich gewiesen als je?

Ursula fuhr auf.

Was? rief sie, man hat wieder mit Fingern auf Sie gewiesen? das ist abscheulich, das ist ein Skandal!

Doppelter Skandal! bemerkte Hilarius trocken.

Adolar entgegnete: Ich finde in dem heutigen Tage nur eine Folge der vergangenen. Hätten Sie mich nicht zu meiner frühern Kleidung gezwungen, so wäre der heutige Gegensatz nicht aufgefallen.

Man macht es der Welt nie recht! murmelte Hilarius.

Das ist eine alte Wahrheit, aber eben deßhalb muß man sich hüthen, ihrem Laufe entgegenzutreten.

Du sprichst heute sehr entschlossen, murmelte der Alte.

Verzeihen Sie, mein Vater, bat der Jüngling, ich thue es deshalb, weil ich fürchte, daß Sie die jetzt an's Tageslicht tretenden Wirkungen anderen Ursachen zuschreiben werden, als jenen, von denen sie wirklich hervorgebracht wurden.

Ursula, Adolars Rede unterstützend, nickte heftig.

Hilarius Augen verdüsterten sich.

Fürchtest Du, sagte er, daß ich das, was ich Dir gewährt, zurücknehme? Ich werde es nicht thun, sondern abwarten und zusehen, wie Dir die Welt bekommen wird.

Gnädiger Herr, sagte jetzt die alte Ursula rasch, vom Zurücknehmen dessen, was Sie beschlossen haben, kann gar nie mehr eine Rede sein; denn, gnädiger Herr, eine solche Behandlungsweise verdient Herr Adolar nicht. Sollte es Ihnen aber wirklich beikommen, dann, gnädiger Herr, dann — meiner

Treu! dann — daß Sie es nur wissen — das wär' ein Skandal.

Der alte Wiener sandte der Wirthschafterin einen finstern Blick zu.

Adolar ergriff die Hand seines Vaters und drückte sie an seine Lippen.

Zürnen Sie ihr nicht, sagte er mit flehender Stimme, die Sorge für mich läßt sie so sprechen. Und am Ende, mein Vater, will Ursula eben so mein Bestes, als Sie es wollen. Wenn die beiderseitigen Mittel verschieden sind, dann nützen Zank und Hader nicht, sondern es wird besser sein, sich zu verständigen und den wirklich guten Weg herausfinden.

Hilarius antwortete nicht, sondern begab sich in seine Stube, in seine — Welt.

Als er fort war, machte Ursula eine Bewegung hinter ihm, die ungefähr sagte: „Heute haben wir Dir's ordentlich abgewonnen!" Hierauf zog sie den Jüngling mit sich in die Küche.

Adolar, sagte sie, Sie werden doch Nachmittags ausgehen?

Er nickte bejahend.

Versäumen Sie e[illegible] nie, fuhr Ursula fort, machen Sie von den [illegible]zeständnissen des alten

Herrn vollen Gebrauch, damit er und Sie daran gewöhnt werden. Lassen Sie sich von dem vormittägigen Fingerdeuten der Leute nicht abschrecken, es kommt nur darauf an, daß man sich an Ihr neues Aussehen gewöhnt, dann wird Alles wieder gut. Sie werden also ausgehen, benützen Sie Ihre zwei Stunden; nicht etwa, daß Sie eine halbe oder gar eine Stunde früher nach Hause kommen, das wäre gefehlt; ein bischen später, das schadet nicht, wenn Sie täglich nur einige Minuten zugeben, so werden Sie es bald auf drei Stunden bringen. Haben Sie Geld?

Woher sollte ich es bekommen haben? versetzte der Jüngling traurig. Du weißt ja, daß der Vater mir nie welches gab.

Ja ja, ich weiß es — ein junger Herr ohne Geld! Es ist ein Skandal! Aber der gnädige Herr — sie zog Adolar noch näher an sich — hat Geld genug. Sie brauchen gar keine Angst zu haben, die Haltan'schen waren von jeher wohlhabend, Sie können also schon bessere Gesellschaften suchen. Einstweilen werde ich Ihnen aushelfen, aber Sie dürfen es nicht so hingehen lassen, der gnädige Herr soll Taschengeld hergeben, so ist es in jeder soliden Familie Sitte und Brauch. Da, da nehmen

Sie — sie gab ihm ein Beutelchen mit Münze — wenn es leer ist, werde ich es wieder füllen.

Adolar dankte der Alten und begab sich in das Zimmer.

So lange er lebte, war ihm die Zeit noch nie so lange geworden, als an diesem Tage.

Die Stunden schlichen langsam wie Schnecken und schwerfällig wie Schildkröten dahin.

Von der Mittagszeit bis zur vierten Stunde! Es dünkte ihn eine Ewigkeit!

Bald setzte er sich an den Tisch und versuchte zu schreiben — es ging nicht; er machte sich an's Zeichnen; die Geduld versagte; er nahm ein Buch zur Hand, aber er las nur Worte und verstand den Sinn nicht, denn seine Gedanken schwärmten auswärts umher, seine Seele war abwesend.

Je näher die bestimmte Stunde rückte, desto ungeduldiger wurde er, desto unruhiger wurde sein Blut. Er kleidete sich an, es war aber noch zu früh; er durchmaß das Gemach, er drückte die Hand an seine glühende Stirn, er preßte sie an sein hochpochendes Herz.

Mein Himmel! lispelte er zu sich selbst, ich fürchte, die Freude wird mich tödten.

Hilarius, nachdem sein Mittagsschläfchen vorüber war, kam heraus.

Die Aufregung des Jünglings entging ihm nicht.

Er schüttelte mürrisch den Kopf und murmelte: „Junges Blut, sonst nichts.“

Der gute Alte, er ahnte nicht, was trotz seiner strengen Aufsicht vorgefallen war; er dachte nicht daran, daß es eine Sprache gebe, die ohne Wort durch die Luft sich fortpflanzt, so wie der electrische Funke, die dem Laien eine Hieroglyphe, dem Eingeweihten aber ein offen aufgeschlagenes Buch ist, in dem er ohne Mühe und ohne Hinderniß lesen kann. So alt auch diese Sprache schon ist, so sehr sie in allen Jahrhunderten, zu jeder Zeit in Anwendung kam, so dachte Hilarius doch nicht an sie, an diese Sprache der Augen.

Mit aufmerksamer Theilnahme betrachtete er seinen Sohn.

Als endlich die vierte Stunde herannahete, sagte er: Ich sehe, Du bist schon zu dem ersten Ausgange bereit, gehe in's Himmels Namen und denke bei Allem, was Du thust, an Gott.

Adolar küßte dem Greise die Hand, warf Ursula einen flüchtigen, freudetrunkenen Blick zu und stürzte aus der Stube.

Er wußte es selbst nicht, wie er auf die Strasse kam.

Unten angelangt, blickte er einige Momente scheu um sich, so wie der Vogel, der zum ersten Male dem Käfige entkommt, und floh dann die Strasse hinab gegen das Glacis.

Es war zum ersten Male in seinem Leben, daß er einen weiteren Gang in der Stadt allein antreten durfte.

Das süße Gefühl der Freiheit, der Unabhängigkeit, der Aufsichtslosigkeit überkam ihn.

Er hätte aufjauchzen, er hätte weinen mögen.

Das Glück strahlte aus allen seinen Zügen. Die geröthete Wange, das leuchtende Auge, der lächelnde Mund, die hochklopfende Brust, Alles offenbarte jenes berauschende, beseeligende Gefühl, das sich mit todten Worten nicht lebhaft genug beschreiben läßt, dessen Wonnen nur Derjenige zu würdigen weiß, der es bereits empfunden.

Adolar hielt triumphirend an.

Sein Blick überflog das weite Glacis nach rechts, nach links.

Er war von hier aus täglich hinüber gegen das Burgthor und rechts drüben täglich vom Kärnthnerthore gegen die alte Wiedner Hauptstrasse gewandert, aber es geschah an des Vaters Seite; heute, oder eigentlich jetzt, wo er sich allein befand, wo sein Wille maßgebend war, wo er dahin gehen durfte, wo es ihm beliebte, jetzt kam ihm Alles anders, Alles neu vor.

Das Bewußtsein der Selbstständigkeit, das Gefühl der Fessellosigkeit überhauchte die Gegenstände mit einem namenlosen Reiz, der sie ihm in einem so zauberischen Lichte erscheinen ließ, als ob er sie niemals gesehen hätte.

Er entdeckte tausend Nuancen, Eigenthümlichkeiten, die ihm bisher entgangen waren; dort ein Steg, hier ein Pfad längs der Mauer, drüben ein Haus, welches eben aus der Erde gewachsen schien, dort ein üppig grüner Baum. Der Freie sieht eben mit einem andern Auge als der Sklave; beim Glücklichen spiegeln sich die Gegenstände anders wie beim Unglücklichen; der Reiche empfängt andere Eindrücke als der Arme; denn der Mensch, eben weil er irrdisch und materiell ist, sieht nie hell und klar, sondern immer erst durch den Dunstkreis seiner Existenz, durch die Brille seiner augenblicklichen Lage.

Das Belvedere als Ziel im Auge, trat Adolar seinen Weg an. Von den Thürmen vernahm er den Schlag der vierten Stunde.

Erst vier Uhr! sagte er bei sich, ich habe also noch volle zwei Stunden Zeit, einige Minuten mehr, werden — wie Ursula sagte — auch nicht schaden.

Wenn ich in dreiviertel Stunden im Belvedere eintreffe, ist es noch zeitlich genug, was fange ich also während dieser Zeit an?

Er dachte nach.

Ein Gedanke drängte sich aus der Reihe der andern hervor.

So oft er mit seinem Vater ausging und an einem Kaffeehause vorbeikam, hatte er die Herren, die zur schönen Jahreszeit vor denselben saßen und Erfrischungen nahmen, im Stillen beneidet.

Ach, dachte er damals, das muß angenehm sein, so im Schatten sitzen, eine Pfeife oder eine Cigarre rauchen, die Vorübergehenden anschauen und dabei Kaffee trinken oder Eis schlürfen! Wer dieß auch thun könnte!

Dieser oft gedachte Wunsch fiel ihm jetzt ein.

Dort unten an der Ecke, sagte er, ist ein Kaffeehaus, ich will hin, ein Viertelstündchen

lang will ich das Gefühl des Kaffeehaus-lebens genießen.

Mit hastigen Schritten eilte er gegen das Foederl'sche Café, welches in der Nähe des Kettensteges die Ecke der „Laimgrube an der Wien" bildet.

Je mehr er sich dem Lokale näherte, desto zögernder wurde sein Gang. Verschiedene Bedenken tauchten auf.

Die Scheu, ein öffentliches Lokale zum ersten Male allein zu betreten, die Furcht, Jemanden zu treffen, der ihn zufällig kannte, was um so leichter möglich war, da dieses Lokale der Kothgasse so nahe liegt, diese und einige andere Gründe bewogen ihn, an dem Café vorüber zu eilen, den Kettensteg zu passiren und über den „Naschmarkt" zu schreiten.

Aber, als hätte es der Gott des Müssig-ganges heute auf ihn abgesehen, um ihn in seine Schlinge zu bekommen, das jenseitige Eckhaus der alten Wiednerstraße war wieder ein Kaffeehaus!

Adolar ersah es, wollte abbiegen, aber der unbekannte Reiz war zu lockend, er griff im Uebermaß von Vorsicht noch einmal in die Tasche, um sich zu überzeugen, ob er das

von Ursula erhaltene volle Geldbeutelchen noch besitze, hob seine Nase einige Zoll höher und schritt, sich zur Gravität zwingend, zum Mokkaschank.

Einige junge Herren saßen außerhalb des Lokals. Adolar ließ sich an dem abseitigen Tisch nieder.

Der Marqueur erschien.

Was schaffen's, gnädiger Herr?

Das Herz des Jünglings drohte zu zerspringen. Er wurde zum ersten Male: „Gnädiger Herr!" genannt.

Er befahl Kaffee.

Er lehnte sich behaglich an die Wand, und war aufmerksam, um sich keine Blöße zu geben, die ihn lächerlich machen könnte.

Der Aufwärter brachte den Kaffee.

Adolar trank.

Nach einer Weile kam der Aufwärter wieder. Jemand hatte eine gestopfte Pfeife befohlen. Er meinte, es sei Adolar gewesen und brachte sie diesem.

Ich rauche nicht! stammelte unser junger Bekannter verlegen.

Die Pfeife ist für mich, sagte ein junger Gelbschnabel, der kaum sechszehn Jahre alt sein mochte.

Jetzt wurde Adolar noch mehr verlegen. Dieses junge Wesen, fast noch ein Knabe, dampfte, daß es, wie Ursula zu sagen pflegte, ein „Skandal" war, und er, ein erwachsener, neunzehnjähriger Mann mußte dem Aufwärter das demüthige Geständniß ablegen, daß er nicht rauche. Die falsche Scham trieb ihm das Blut in die Wangen.

Alle Anwesenden rauchten, nur er nicht. Er schlug den Blick zu Boden, er wähnte die Augen Aller seien deßhalb auf ihn gerichtet.

Die nahe Karlskirche verkündete das zweite Viertel nach Vier.

Er dachte an das Ziel seines heutigen Ausganges.

Vielleicht harrt Pauline schon meiner, sagte er bei sich, und ich sitze noch hier im Kaffeehause. Das Vergnügen, welches mir hier zu Theil wurde, ist eben nicht so groß, als ich es mir vorgestellt hatte. Der Kaffee ist bedeutend schlechter als jener, den unsere Ursula zu Hause bereitet, Karten und Billard kann ich nicht spielen, rauchen kann ich auch noch nicht, das Kaffeehaus ist also nicht so vergnügungsreich, wie ich mir es vorgestellt habe.

Während dieses Selbstgespräches erhob er sich und trat seinen Weg an.

Kaum zehn Schritte gegangen, vernahm er eine Stimme hinter sich.

He da! Sie — hören Sie? —

Adolar sah zurück.

Der Marqueur war hinter ihm.

Was ist's mit dem Zahlen! glauben Sie, daß wir den Kaffee verschenken?

Die Gäste lachten hell auf.

Der Jüngling hätte vor Schaam in den Boden sinken mögen. Er hatte an's Zahlen vergessen.

Er gab dem Marqueur Geld und eilte fort, gefolgt von dem Gelächter der Gäste und den Schimpfreden des Aufwärters.

Mit dem Unfall in Gedanken beschäftiget, ging er an der Karlskirche vorüber gegen den Rennweg.

Er kannte das Belvedere schon, denn er hatte mit dem Vater bereits einige Male diese Anlagen besucht, welche die Residenz einem jener großen Männer verdankt, der, eben so gewandt im Schlachtenschlagen, als für Künste und Wissenschaften empfänglich, sich hier und dort unsterblichen Ruhm erworben.

Je näher Adolar dem Garten kam, desto mehr trat Paulinens Gestalt in den Vordergrund.

Jetzt wunderte er sich, wie er, um des leidigen Kaffeehauses willen, sie weniger beachten, wie er überhaupt an etwas Anderes als an sie, denken konnte.

Der Garten war nicht sehr zahlreich besucht, hie und da sah man einzelne Paare oder einzelne Gruppen, die sich in den Anlagen ergingen.

Adolar durchmaß die Hauptalleen, ließ sein Auge nach rechts und nach links streifen, um den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit zu erspähen.

„Wer sucht, der findet!" so lautet ein uralt Sprüchlein, das sich an unserm jungen Freunde auch heute bewahrheitete.

Er gewahrte eine schwarz gekleidete Frauengestalt, die einen kleinen Knaben an der Hand führte.

Adolar eilte auf sie zu und fand — Pauline.

Beide Theile, der Suchende und der Gefundene errötheten.

Der Jüngling grüßte freundlich und sagte: Mein Fräulein, Sie machen mich durch Ihr

kommen unaussprechlich glücklich. Fast habe ich gezweifelt, Sie in diesem großen Garten zu finden, dann fürchtete ich wieder, Sie könnten abgehalten worden sein. —

Letzteres, anwortete Pauline, wäre bald geschehen. Wir haben dringende Arbeit bekommen, und nur der Umstand, daß ich Ihnen heute Morgens voreilig mein Wort gab, bewog mich, auf ein Stündchen das Haus zu verlassen.

Voreilig? sagte Adolar traurig, bereuen Sie, es mir gegeben zu haben?

Mein Herr, die Ueberraschung ließ mich Ihnen eine Bitte gewähren, die Sie als Mann wohl stellen, die aber ich als Mädchen in meiner Lage nimmermehr hätte anhören sollen. O, mein Herr, was werden Sie von mir denken?

Was ich von Ihnen denke? versetzte Adolar, diese Frage ist leicht beantwortet. Ich denke von Ihnen, daß Sie ein frommes Mädchen sind, denn ich sah Sie Tag für Tag in der Kirche beten; ich denke von Ihnen, daß Sie mildthätig sind, denn ich sah, wie Sie täglich dem Einen oder andern Armen in der Kirche eine Liebesgabe in die Hand drückten; ich denke von Ihnen, daß Sie eine gute, sanfte Seele sind, denn Ihre Augen verrathen

mir es bei jedem Blicke, Ihre Züge verkünden es bei jeder Miene, die Sie machen; ich denke ferner, daß Sie es nie bereuen werden, meiner Bitte Gehör gegeben zu haben, denn Theilnahme, wirkliche und warme Theilnahme ist jetzt so selten, daß es großes Unrecht wäre, sie zurückzuweisen, und da Sie gewiß niemals Unrecht thun, so war Ihre Zusage, hieher zu kommen, nur der natürliche Ausfluß Ihrer Gerechtigkeitsliebe.

Pauline lächelte.

Sie schließen sehr spitzfindig, sagte sie, ich würde einen so kühnen Schluß nimmermehr wagen. Ich will ihn indessen um der guten Absicht willen gelten lassen, und danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie mir schenken. Nehmen Sie meine Worte nicht etwa als eine bloße Höflichkeits-Phrase, sondern als eine warme Entgegnung für Ihre herzliche Spende. Sie haben wohl recht, wenn Sie sagen, daß wirkliche Theilnahme jetzt selten ist; die Welt ist kalt oder falsch, man muß ihr ferne bleiben, oder wenn man sich ihr nähert, es mit Mißtrauen thun.

Mißtrauen? nahm der Jüngling betroffen das Wort, Fräulein Pauline, soll dieses Wort vielleicht auch mir gelten?

Nein, antwortete die Jungfrau, ich halte Sie für einen jungen Mann, der erst in die Welt tritt und dem man daher noch Glauben schenken kann. So wie Sie mich, habe auch ich Sie in der Kirche bemerkt, und es hat mich überrascht, bei jetziger Zeit noch einen Sohn zu finden, der in Ihrem Alter so an seinem Vater hängt, der mit so viel Geduld die Schwäche des Alters erträgt, mit so vieler Aufmerksamkeit seinen Wünschen zuvorzukommen sucht und sich mit so vieler Pünktlichkeit seinen Anordnungen fügt. Der, dachte ich mir oft von Ihnen, muß ein guter, braver Mensch sein, und solchen Menschen, mein Herr, mißtraut man nicht.

Adolar war von dieser Rede so entzückt, daß er es wagte, die Hand des Fräuleins zu ergreifen und an seine Lippen zu drücken.

Es war in seinem Leben der erste Kuß, den er einer Mädchenhand gab, er zitterte vor Wonne.

Pauline zog sachte ihre Hand zurück und fuhr fort: Ich kann es Ihnen indessen nicht verhehlen, mein Herr, daß ich heute Morgens sehr überrascht wurde, als ich Sie plötzlich in einer neuen Hülle sah. Ich war seit Monaten gewohnt, Sie in einer ganz andern

Kleidung zu sehen und die Frage: was denn die Ursache dieses plötzlichen Wechsels gewesen sein mag? warf sich mir natürlich auf. Sie werden es der weiblichen Neugierde und meiner Theilnahme nicht verargen, wenn ich Sie um die Lösung dieses Räthsels bitte.

Adolar entgegnete lächelnd: Diese ist einfach; ich bin gestern von meinem Vater zum Theil mündig gesprochen worden. Ich sage zum Theil, denn völlig frei bin ich noch nicht. Sie werden es mir wohl angesehen haben, Fräulein Pauline, daß ich von meinem Vater strenger behandelt und anders erzogen wurde, als dies in unserer Zeit gewöhnlich der Fall zu sein pflegt. Sein Grundsatz war, mich von der Welt so lange ferne zu halten, bis ich selbst klug genug sein würde, das Nützliche von dem Schädlichen, das Gute von dem Bösen zu unterscheiden. Obwohl schon erwachsen, behandelte er mich doch immer als Kind, ich durfte ohne Aufsicht keinen Schritt aus dem Hause thun, ich habe bis nun vom Leben nichts kennen gelernt. Dagegen aber lernte ich Vieles und Mannigfaches, aber Alles zu Hause, ohne je eine Schule gesehen zu haben. Mein Vater ist kein Verehrer unserer Schulen. Gestern war nun der wichtige Tag, an dem

mein Vater meine bisherigen Fesseln, wenn auch nicht ganz löste, so doch zum Theile lüftete. Die Wahl der Kleidung ist von nun an mir überlassen; ich darf Nachmittags zwei Stunden außer Haus zubringen, die ich zu meinem Vergnügen benützen kann; dies ist vor der Hand Alles. Wenig, aber doch genug, denn es verschafft mir Gelegenheit, Sie zu sehen und dieses ist mir mehr als jedes Vergnügen der Welt.

Was Sie mir da mittheilten, entgegnete das Fräulein, war mir zwar in den Einzelnheiten unbekannt, allein die Beobachtung an Ihnen und Ihrem Vater ließ mich Aehnliches ahnen und warf auf Sie ein günstiges Licht. Sie können Ihrem Vater doppelt dankbar sein für die Sorgfalt, die er Ihnen widmete. Doch jetzt erlauben Sie mir eine Frage: Wie war es Ihnen unter diesen Verhältnissen möglich, meinen Namen zu erfahren?

Dies geschah durch einen Zufall! erwiederte Adolar, und erzählte nun der Jungfrau den Vorfall in der Kärnthnerstrasse.

Pauline war erstaunt, von einem jungen Manne gekannt zu sein. Ich bin, sagte sie in der Stadt ganz fremd, es ist mir daher ein Räthsel, daß ich da von Menschen gekannt

bin, die mir ganz gewiß fremd sind. Wir leben zurückgezogen und empfangen keinerlei Besuche. Ich und meine jüngere Schwester Johanna sind mit Handarbeiten beschäftiget, die Brüder Franz und Rudolph — Letzterer begleitet mich eben — sind noch Knaben; es sind also keine Verbindungen vorhanden. Wenn Arbeit in Empfang zu nehmen oder abzuliefern ist, so besorgt dieß die Mutter; ich und Johanna machen keinerlei Gänge, außer denn jene in die Kirche und hie und da einen Spaziergang in diesen Garten, der unsern einzigen Erholungsort bildet. Sie sehen also, mein Herr, daß es nicht meine Schuld ist, von einem zweideutigen Menschen gekannt zu sein, und die Ursache davon mag eher in dem riesigen Unglücke liegen, welches unsere Familie getroffen. Mein Vater, Gott tröste ihn und mache ihn selig, war ein Ehrenmann. Um so größeres Aufsehen erregte jener traurige Fall, den Sie ohnedem kennen. Die Geschichte bildete mehrere Tage lang das allgemeine Stadtgespräch. Niemand zweifelte an der Redlichkeit meines Vaters, aber der Empfänger der gewechselten Summe fand sich nicht vor und das empfindliche Gewissen, die strenge Rechtlichkeit meines Vaters, vermoch-

ten selbst den Schein eines Verdachtes nicht zu ertragen, er erlag dem Kummer, der in wenigen Monden sein Leben aufzehrte. Auch dieser Tod ward zum allgemeinen Gespräch, die Unschuld des verblichenen Mannes lag offen am Tage, aber bewiesen ist sie bis jetzt noch nicht. Durch dieses entsetzliche Unglück ist der Name unserer Familie in der Stadt bekannt geworden und dieses mag auch der Grund sein, daß meine Wenigkeit nicht unbeachtet blieb.

Und hat sich gar keine Spur von dem Empfänger jener Summe vorgefunden? fragte der Jüngling.

Keine! entgegnete Pauline, wie wäre es auch bei den unzähligen Partheien, welche täglich in die Wechselstube kamen, möglich gewesen, den Empfänger herauszufinden? Behörden und Privaten ließen sich die Sache angelegen sein, allein der elende Verheimlicher kam nicht an's Tageslicht, die Missethat, welche eine ganze Familie in's Unglück stürzte, ist noch heutigen Tages unbestraft und wird ihre Strafe wahrscheinlich erst vor dem ewigen Richter finden. Sehen Sie, mein Herr, wir sind arm, wir nähren uns von unserer Hände Arbeit, aber wenn wir die Wahl

hätten zwischen Reichthum und zwischen der Möglichkeit, die Unschuld unsers seligen Vaters durch Auffinden jenes Elenden klar zu beweisen, wir würden ohne Bedenken nach dem Letztern greifen. Die Ehre des Verstorbenen und unserer Familie wird erst dann ganz unantastbar und mackellos dastehen, wenn jener Elende der Welt bekannt geworden ist. Ach, wenn uns dieses gelänge, dann bliebe uns nichts mehr zu wünschen übrig.

Adolar versuchte es, die Jungfrau zu trösten.

Lassen Sie das, sagte sie traurig, es ist schwer Trost zu schöpfen, wenn die Unwahrscheinlichkeit, eine heiß gehegte Hoffnung erfüllt zu sehen, so groß ist.

Und dennoch, sagte Adolar, dürfen Sie nicht verzweifeln. —

Ich verzweifle nicht, erwiederte Pauline, ich hoffe noch immer, aber ich fürchte auch, daß der Schleier, der dieses Geschehniß deckt, nicht gelüftet werden werd. Mein Herr, Sie verzeihen, auch ich habe meine Stunde, darf ich Sie fragen, wie viel es an der Uhr ist?

Adolar erröthete.

Ich habe keine Uhr, sagte er traurig, meine Großjährigkeits-Erklärung erstreckt sich noch nicht bis auf das Tragen einer Uhr. —

Pauline lächelte über das naive Geständniß, doch antwortete sie ernst: Schämen Sie sich dessen nicht, was Ihnen nur zur Ehre gereicht.

Sie wollen also schon nach Hause?

Ich muß, die Arbeit ruft.

Und wann werde ich Sie wieder sehen?

Ich gehe ja täglich in die Kirche.

Dort kann ich Sie sehen, aber sprechen?

Das ist freilich ein Anderes; doch was haben Sie mit mir zu sprechen?

O mein Himmel! wie können Sie nur fragen? Wenn ich täglich Stunden lang mit Ihnen beisammen wäre, mir würde der Stoff zum Reden nie ausgehen. Ich soll Sie also täglich in der Kirche sehen, aber dort anreden —

Thun Sie es nicht mehr, ich bitte Sie darum. Sie finden mich an jedem Sonntage, wenn das Wetter günstig ist, mit meiner Mutter und den Geschwistern in diesem Garten.

Sie wohnen wohl in der Nähe?

Wir wohnen in der Ungargasse Nr. 48,

Sie mein Herr haben meinen Namen durch Zufall erfahren; mir aber stand kein Zufall bei, ich weiß noch immer nicht, wie der Ihre lautet.

Ich heiße Adolar. —

Adolar? Das ist ja ein sehr romantischer Name.

Adolph-Adolar, verbesserte unser junger Bekannte, unser Familienname ist Haltan, ich bin das einzige Kind meines Vaters, meine Mutter ist seit lange todt. Wir wohnen in der Kothgasse Nr. 555. Sie sehen, mein Fräulein, dies Alles ist nicht sehr romantisch.

Oh doch, doch, sagte Pauline munter, die Laimgrube und die Kothgasse haben sehr viel romantisches Element. Sie liegen am jenseitigen Wien-Ufer, dieses höchst romantischen Stromes, der selten sichtbar und dennoch so gefürchtet wird. Ich habe von vielen furchtbaren Abentheuern gehört, von zerstückelten Frauenzimmern, die vor Jahren in jener Gasse aufgefunden wurden und von sogenannten „Wiener Früchteln," die dort sehr gut gedeihen sollten. Das Eck der Kothgasse bildet, so viel ich mich errinnere, der berühmte Jaquemar, der die undankbare Mühe übernommen hat, die müßigen Hände vieler Tagediebe mit Schwefel- und Strohgelben zu

bekleiden, und nehmen Sie dazu noch das hoch gelegene, diesen ganzen Grund überragende Strafhaus, dann werden Sie es gewiß nimmer wagen, an der Romantik der Laimgrube im Allgemeinen und der Rothgasse insbesondere zu zweifeln.

Die Glocke der Karlskirche schlug in diesem Augenblicke sechs Uhr.

Jetzt aber, Herr Adolar, sagte Pauline, leben Sie wohl.

Wollen Sie also wirklich —

Ja ich und Sie, wir beide müssen heim, auch mein Mütterchen führt strenges Regiment. —

Der Jüngling faßte ihre Hand.

Werde ich Sie wieder sprechen?

Die Jungfrau nickte bejahend.

Bald?

Recht bald.

Werden Sie mein gedenken?

Pauline sah ihn mit einem innigen Blicke an.

Wird es gut sein, lispelte sie, wenn ich oft an Sie denke?

Und warum sollte es schlimm sein? fragte der Jüngling lächelnd.

Weil es nicht rathsam ist, sich viel mit fremden Dingen zu beschäftigen — die —

Adolar unterbrach sie.

Fremd, sagte er leise schmeichelnd, bin ich Ihnen ein Fremder, kennen wir uns nicht schon Monate lang? Mir ist es, als ob ich in diesem Augenblick von einer theuren Freundin scheide, die meinem Herzen gar niemals fremd gewesen ist.

Ist es Ihnen wirklich so? fragte die Reizende mit einem unwiederstehbaren Ausdruck von Herzlichkeit.

O gewiß, ich betheuere es Ihnen! lautete die ehrlichste Antwort.

Wenn dem so ist, entgegnete Pauline langsam, indem sie dem jungen Manne traulich in das schöne Auge sah, dann will ich das Gefährliche wagen. Ich werde an Sie denken, Adolar.

Er drückte seine glühenden Lippen auf ihre Hand.

Sie entzog ihm dieselbe und eilte mit ihrem kleinen Bruder fort.

Gleichsam als Entschädigung für die rasche Trennung, blickte Pauline, bevor sie aus dem Garten verschwand, noch einmal zurück, lächelte dem Jünglinge freundlich zu und eilte durch das Haus.

Adolar blieb noch eine Weile stehen, sah

wehmüthig auf die Stelle, die ihr Fuß zu- letzt berührte, wiederholte sich im Geiste die Worte, die Sie zuletzt gesprochen, dachte an das Lächeln, welches sie ihm zuletzt noch zugesendet, und als er sich alle diese Selig- keiten unvergeßlich eingeprägt hatte, flog auch er aus dem Garten.

Mit athemloser Hast eilte er der väter- lichen Wohnung zu.

Ihn begleitete der Gott der Liebe, dem unsichtbare Chöre Jubel-Lieder sangen, vor ihm her tanzten die neckischen Flügelkinder, die im Geleite der Liebe die Erde zum Pa- radiese schmücken, das Leben in Seligkeit um- wandeln.

In seinem Herzen war ein ganzer Früh- ling von Maienblumen aufgeblüht, deren Düfte fast betäubend aufstiegen und seine ganze Seele überflutheten.

So langte er, geröthet von dem wallen- den Blut, fast entathmet von der Eile, zu Hause an.

Ursula harrte seiner schon an der Treppe.

Nun, mein junges Herrchen, sagte sie freundlich, wie ist es Ihnen bei Ihrem ersten Ausfluge gegangen?

Adolar zog sie stürmisch an sich und lispelte ihr zu:

Ursula, ich bin selig!

Er eilte in die Stube.

Die Alte aber rieb sich in der Küche vergnügt die runzligen Hände und murmelte:

Hab's mir gleich gedacht, das Dings da, das Pri — Privosorium oder Provisorium, es ist ein verdammt heidnisches Wort, aber es macht sich!

Siebentes Kapitel.

Der Elephant fängt an, wie unsere Rezensenten sagen, seinen Platz auszufüllen.

Als Moritz zu Gustav die Worte gesprochen hatte: „Es sei, ich will Dein Elephant sein!" übernahm er eine Aufgabe, die selbst für ein noch größeres Talent, als er war, schwer gewesen wäre.

Die Schwierigkeit dieser Aufgabe wird Jedem augenblicklich einleuchten, der sich an die Worte erinnert, die Moritz kurz früher sprach, bevor er den erwähnten Entschluß gefaßt hatte. Diese Worte, mit historischer Treue wiedergegeben, lauteten: Aber Du mußt auch wissen, daß ich nicht nur Freund, sondern auch Mensch und Geliebter bin!"

Das Riesige der Aufgabe, die er zu lösen hatte, zerfiel also in drei Theile.

Als Freund Gustavs mußte er den Elephanten spielen, das heißt, die kleine hübsche Frau mit Liebesanträgen verfolgen,

die Aufmerksamkeit Valentins auf sich ziehen und solcher Weise einen Eifersuchts-Ableiter bilden, damit sein Freund von keinem Donnerwetter heimgesucht werde.

Als Mensch, denn, wie er sagte, war er nicht nur Freund, sondern auch Mensch und Geliebter, mußte er sich selbst vor Feuer und vor Schaden bewahren, denn Henriette war ein reizendes Weib, und Moritz ein empfängliches Gemüth, es konnte also leicht kommen, daß er selbst, da er mit dem Feuer spielte, sich auch an dem Feuer verbrannte und da überdieß die genaue Beobachtung des zehnten Gebotes seine stärkste Seite nicht war, so hätte er sich in der unangenehmen Lage befunden, nicht nur einen Ehemann, sondern auch seinen Freund betrüben müssen.

Als Geliebter endlich mußte er sich nicht nur vor dem Feuer Henriettens, sondern auch vor den Krallen Engelberthas bewahren, denn diese war nicht das Geschöpf, Elephanten-Ausflüchte als baare Münze zu acceptiren. Sie war, wie er sagte, ein ganz ausnahmzuständiges Wesen; hätte er ihre Eifersucht einmal rege gemacht, so war auch das Fürchterlichste zu besorgen.

Vor Moritz lagen also zwei Wege offen, entweder er betrog Valentin und täuschte Engelbertha, oder er suchte Gustav, Valentin und Engelbertha zu betrügen.

Wir wollen abwarten und sehen, welchen Weg der Mann wählen wird, den sein Freund als Minister des Frauen-Kultus zu seinem Staatssekretär erkiesen hätte.

Valentin, obwohl er von dem Manöver, das gegen ihn beschlossen war, nichts ahnte, war nichts desto weniger wach und hüthete sein Weib mit Argusaugen.

Die schönen Tage waren angerückt, dem Aufmachen der Fenster war nicht auszuweichen, es blieb also dem Eifersüchtigen nichts Anders übrig, als sich an Henriettens Ferse zu heften und sie auf Schritt und Tritt zu überwachen, zu belauschen und belauschen zu lassen.

Eines Morgens, als sich der Eifersüchtige zum Fenster begab (jener Theil des Quartiers, welcher in die Seitengasse ging, war von ihm und Henriette noch immer bewohnt) erschien Moritz am gegenüberliegenden Fenster und rief wie gewöhnlich sein: „Guten Morgen, Herr Nachbar!" herüber.

Valentin brummte etwas, das wie „Dank

schön" lauten sollte, im Grunde aber nichts anderes klang als: „Hohl' Dich der Teufel!"

Damit, glaubte er, sei die Sache wie gewöhnlich abgethan, aber er irrte sich.

Der Nachbar, ohne sich von seiner finsteren Miene und der unfreundlichen Grußerwiederung beirren zu lassen, fuhr fort: Wie befinden Sie sich sonst, Herr Nachbar?

Bei dieser ungewohnten weiteren Anrede erschrack Valentin gar sehr. Früher sah er einen Feind vor der Festung, den er nur zu überwachen hatte, jetzt aber glaubte er zu sehen, wie dieser Feind bereits die Laufgräben auszuheben begann, um sich der Festung nach und nach zu nähern. Was sollte er indessen thun? Die Höflichkeit erforderte eine Antwort, und obwohl Valentin wegen seiner Höflichkeit gerade nicht berühmt war, so fehlte ihm doch der Muth, entschieden grob zu sein.

Statt also, was vielleicht ein Anderer gethan hätte, das Fenster zuzuschlagen und sich mit einem: „Ich verbitte mir jede Vertraulichkeit!" zu entfernen, oder statt die Anrede ganz unbeachtet und unbeantwortet zu lassen, schnitt er blos ein grimmiges Gesicht und antwortete: „Danke, danke, recht gut!"

Er hoffte, mit dieser Abfertigung werde sich der Zudringliche begnügen, allein dem war abermals nicht so.

Herr Moritz fuhr mit der liebenswürdigsten Vertraulichkeit fort: Haben Sie schon die Geschichte gehört, die sich gestern auf dem Graben zutrug? Das war Ihnen ein entsetzliches Unglück. Kennen Sie Herrn von Hallenstein? Sie kennen ihn gewiß, er ist einer der angesehensten Schuster im Schloßergäßchen. Was geschieht aber gestern? Ich bitte, würden Sie es glauben, wenn Sie es blos in einem Buche gelesen hätten? Aber so, am helllichten Tage — es ist abscheulich — man muß so Etwas sehen, um es zu glauben.

Diese absichtlich breit ausgesponnene Einleitung wurde von Moritz langsam und mit so überlauter Stimme gesprochen, daß an allen offenen Fenstern der Nachbarschaft theils männliche, theils weibliche Köpfe erschienen, um die abscheuliche Mähre von dem Schuster aus dem Schloßergäßchen zu vernehmen.

Was Moritz klug berechnet hatte, traf ein. Von seiner schreienden Stimme angelockt erschien auch Henriette.

Kaum am Fenster sichtbar, wandte sich der Elephant an sie und sagte: Ich küß'

die Hand, gnädige Frau! Ich erzähle da gerade dem Herrn Gemahl die abscheuliche Geschichte, die sich gestern auf dem Graben zutrug. Ich bitte Sie, gnädige Frau, Sie werden es kaum glauben, aber ich selbst war Augenzeuge. Hören Sie nur, und staunen Sie!

Dem armen Valentin, wenn er sich nicht vor der ganzen Nachbarschaft am helllichten Tage lächerlich machen wollte, blieb nichts Anderes übrig, als am Fenster liegen zu bleiben und mit wuthkochender Brust die grausige Historie mit anzuhören.

Henriette, von jenem wunderbaren weiblichen Instinkte, der Alles erräth, was Liebe ersinnt und auszuführen im Begriffe ist, geleitet, blieb auch am Fenster und hörte mit freundlich lächelnder Miene die Erzählung an.

Moritz, nachdem er seine Zuhörer gehörig vorbereitet und gespannt zu haben glaubte, fuhr fort: Der Schustermeister Hallenstein im Schlossergäßchen hat, wie Sie vielleicht wissen werden, außerordentlich viele Kundschaften, darunter einen jungen Herrn, der die Schwäche hat, niemals Geld zu besitzen, dahero auch die natürliche Folge, den Professionisten immer schuldig zu bleiben. Selbiger junger Herr schuldet also auch dem Herrn

von Hallenstein nicht weniger als sieben und zwanzig Paar Stiefel, neun und dreißig Paar lakirte Stiefeletten, und eine unnennbare Anzahl von Vorschüben und Doppelsohlen. Der Schustermeister, man muß dem Ehrenmann Gerechtigkeit wiederfahren lassen, legt seinen Gläubigern gegenüber jederzeit eine himmlische Geduld an den Tag, aber Eine schwache Seite hat der Mann, und diese ist: man darf ihm mit der Kundschaft nicht weiter gehen, das heißt: wenn man ihm schuldig ist; in diesem Falle wird er grimmigtoll, grenzenlos, ungeheuer, so ungeheuer, als ein Schuster nur sein kann. Von dieser Seeleneigenschaft des Schusters scheint nun der Stutzer mit den neun und dreißig Paar Lakirten keine Kenntniß gehabt zu haben, denn er beging das Verbrechen, nein, nicht Verbrechen, sondern er beging sogar den Fehler, bei Herrn Hallenstein nicht mehr arbeiten zu lassen.

Oh, oh! machte ungläubig ein Schuster, der aus einem Fenster des Erdgeschosses herausſah.

Und der gegenüber guckende Schneider rief: Das ist abscheulich!

Ein Handschuhmacher ließ sich mit einem „Unerhört!" vernehmen.

Hören Sie nun, fuhr Moritz fort, was gestern Nachmittags geschah. Das Wetter war schön, auf dem Graben strömt und wogt es, da kommt unser Stutzer mit vier sehr eleganten Damen, nimmt vor Einer der Limonade-Hütten Platz und läßt Gefrornes hergeben. Er verzehrt so gemüthlich sein Eis, als ob er in seinem Leben keinem Schuster einen Pfennig schuldig geblieben wäre, und als ob das Schlossergäßchen jenseits der Karpathen läge. Da, plötzlich, wie ein steierisches Donnerwetter aus heiterem Himmel, stürzt der Schuster auf ihn los, packt ihn an beiden Füßen, reißt dem Unglücklichen, der moderne Hosen ohne Strupfen trägt, die Lakirten vom Fuß und schreit: „Lump! Wirst Du mir meine vierhundert Gulden zahlen?" Die vier Damen kreischen auf, zwei von ihnen fallen in Ohnmacht, das Gefrorne liegt auf dem Pflaster. Das verehrungswürdige Publikum drängt sich heran, der Schuster aber ist mit den Lakirten verschwunden. Der Stutzer war im ersten Augenblick ganz päff, dann springt er auf, macht sich auf die Socken, um dem Räuber nachzurennen, aber, o weh! der Unglückliche, der von Außen so elegant und fashionabel aussieht, trägt Strümpfe, so schmutzig, wie

die Füße einer Kuhdirne, wenn sie aus dem Stalle kommt! Sie können sich also den Skandal vorstellen.

Diese Historie, welche der halben Straße erzählt wurde, erregte viele Heiterkeit. Valentin war der Einzige, der ihrem Schlusse mit Sehnsucht entgegensah, und Moritz hatte auch kaum geendet, so zog er sich vom Fenster zurück, gleichsam, um mit seiner Frau über diesen Vorfall zu sprechen.

Das ist ein abscheulicher Kerl! murmelte er in den Bart.

Henriette stellte sich, als hätte sie diese Worte nicht vernommen und sagte: Unser Nachbar ist ein liebenswürdiger junger Mann!

Valentin hätte vor Aerger platzen mögen.

Moritz rauchte noch gemüthlich am Fenster eine Cigarre und zog sich dann ebenfalls zurück.

Der Eifersüchtige verbrachte einen unruhigen Tag; er beschloß, am nächsten Morgen seiner langjährigen Gewohnheit: am Fenster frische Luft einzuathmen, zu entsagen, um sich den Anblick des abscheulichen Nachbars zu ersparen. Moritz ging, wie gewöhnlich, gegen Mittag aus, wo er in der Regel erst spät in der Nacht heimzukehren pflegte. Valentin,

als er dieß durch seine Späher erfuhr, war froh, des Verhaßten auf einen halben Tag los zu sein und genoß statt der Morgenluft die Abendkühle.

Aber, so wie der Schuster am Graben, stand Moritz plötzlich vor seinem Fenster, mitten auf der Straße und rief hinauf: Guten Abend, Herr Nachbar! Haben Sie schon gehört? das ist abscheulich, man will in Wien die Hundesteuer einführen! Ich bitte Sie, eine Steuer für Hunde, eine neue Steuer! wer sollte glauben, daß man auch für einen Hund Steuer zahlen muß? Ich bitte Sie, hier eine Steuer, dort eine Steuer — es ist nicht zum Aushalten!

Wer die elektrische Wirkung des Wortes „Steuer" kennt, wird es begreiflich finden, daß bei dieser geschrienen Rede die ehrsamen Staatsbürger und Staatsbürgerinnen abermals an den Fenstern erschienen.

Moritz hatte in seiner Rede nicht inne gehalten.

Gewiß, sagte er, es ist nicht zu erschwingen! Ich komme jetzt von einem alten Herrn, der drei Hunde hat; denken Sie sich: dieser Mann wird vielleicht dreißig Gulden Steuer zahlen müssen. Nehmen Sie z. B. nur in

Einer Gasse: Der Fleischhauer ein Hund, der Fleischselcher ein Hund, der Greißler ein Hund, der Wirth ein Hund, der Bäcker ein Hund, der Hausherr ein Hund; da haben Sie gleich schon so und so viel Hunde, ich bitte Sie, das wird ja eine immense Einnahme!

Bei der, wenn auch nicht originellen, so doch merkwürdigen Aufzählung des jungen Mannes brach das Auditorium in lautes Lachen aus. Selbst Valentin mußte, trotz seines Aergers im Innern, lächeln und würde vielleicht sogar herzlich gelacht haben, wenn Henriette sich nicht an seiner Seite befunden hätte.

Um aber dem Manne auf der Straße das Terrain nicht ganz ohne Einwendung zu überlassen, sagte Valentin: Wer weiß, ob es noch wahr ist?

Sie können Gift darauf nehmen, rief Moritz, mir hat es Herr von Blasvogel gesagt! Kennen Sie Herrn von Blasvogel? Das ist ein Gemeinderath, der eigens dazu angestellt ist, um jedes Mal auf den Schluß der Debatte anzutragen. Z. B. In der Vorstadt Neubau sind drei hundert Schulkinder und die Schule ist ein Loch. Man soll die

Schule vergrößern. Einer sagt: Ja! Der Andere sagt: Nein! Herr von Blasvogel springt auf und ruft: Schluß der Debatte! — Sobald Einer etwas sagt, was Herrn von Blasvogel nicht recht ist, ruft er: Schluß der Debatte! Ich bitte Sie, Herr von Spießer, was geschieht neulich? Ein Gemeinderath bringt einen Antrag ein, der Präsident fragt: Wird der Antrag unterstützt? Gleich darauf springt Herr von Blasvogel auf und ruft: Schluß der Debatte! Sie können sich also denken, daß Herr von Blasvogel gut unterrichtet ist!

Moritz, in Einem Athem, ohne inne zu halten, wendet sich hier an Henriette: Gnädige Frau! Haben Sie vielleicht auch ein Schoßhündchen?

Valentins Gattin verneinte diese Frage.

Welch eine Ausnahme Ihres Geschlechtes! rief Moritz. Herr von Spießer, Sie sind ein beneidenswerther Gatte, Ihre Frau Gemalin hat nicht einmal ein Schoßhündchen! Doch, jetzt, meine Herrschaften, muß ich um Vergebung bitten, ich muß zum Abendmale, ich empfehle mich, Ihr ergebenster Diener!

Er eilte mit einem freundlichen Gruße von dannen.

Valentin murmelte giftig: Der Lump!

den ganzen Tag nicht zu Hause, und jetzt geht er wieder ins Wirthshaus! Warum ist er nicht gleich dort geblieben, der Lump?

Henriette schmunzelte über den Aerger ihres Gatten und begab sich auf ihr Zimmer.

Nachdem Moritz den Anfang gemacht, fuhr er mit bewunderungswürdigem Eifer fort, seine Rolle weiter zu spielen.

Am andern Tage, statt wieder angriffsweise vorzugehen, verhielt er sich ganz passiv, aber diese Passivität brachte den armen Valentin zur Verzweiflung.

Moritz stellte nämlich Stuhl und Tisch an das offene Fenster, ließ sich dort nieder, stierte ununterbrochen in die Wohnung des Nachbars hinüber und erlaubte sich nur die Abwechslung, daß er manchmal, statt zu sitzen, aufstand und sich ans Fenster legte.

Am Morgen hoffte Valentin, der Unausstehliche werde bald ausgehen, aber es wurde Mittag, Abend und Nacht, und der Höllensohn rührte sich nicht vom Fenster.

Valentin war den ganzen Tag nicht ans Fenster getreten.

Am nächsten Tage — wer beschreibt den Zustand des Eifersüchtigen — dasselbe Spiel! Der junge Mann rührte sich nicht vom Fen-

ster, manchmal nimmt er sogar eine Theater-
lorgnette, um so, wie man sagt, dem Nach-
bar bis in den Magen zu schauen.

Am dritten Tage blieb das qualbringende
Fenster geschlossen. Valentin fing an, ruhiger
zu werden, der Vormittag ging seinem Ende
zu und Niemand hatte sich jenseits sehen
lassen, die Höllenwohnung war wie ausge-
storben.

Der unglückliche Ehemann ging getrost
zum Mittagsessen.

Vielleicht, seufzte er im Stillen, hat den
Satan glücklicher Weise ein Unfall getroffen
und ich bin auf diese Art von seiner ver-
haßten Nachbarschaft erlöst.

Die beiden Gatten saßen, Jedes seinen
Gedanken nachhängend, beim Mittagstisch,
als plötzlich die Thüre aufging und Moritz,
ganz sonntäglich herausgeputzt, hereinstiefelte.

Valentin, blaß wie eine Leiche, schnellte
vom Sitze auf.

Moritz sprang auf ihn zu, faßte seine
Hand und schüttelte sie auf eine biedere Weise,
indem er rief: Ich bitte tausendmal um Ver-
gebung, mein hochverehrtester Herr Nachbar,
daß ich es wage, Ihr Heiligthum zu betre-
ten, aber ich muß, eine wichtige Angelegen-

heit führt mich zu Ihnen. Gnädige Frau, ich küß die Hand. Ich bitte, meine Herrschaften, sich nicht im Mindesten stören zu lassen, speisen Sie nur fort —

Danke, danke! unterbrach ihn jetzt bissig der Herr des Hauses, wir sind schon zu Ende; was steht zu Diensten?

Moritz sah um sich, erblickte einen Stuhl, holte ihn, stellte ihn an Valentins Seite und setzte sich.

Sie sind zu gütig! sagte er zu Valentin, indem er auf dem gar nicht angebotenen Stuhle Platz nahm.

Jener schnitt ein grimmiges Gesicht und nahm sich den Muth, zu sagen: Ich bitte, machen Sie es kurz! Was wünschen Sie?

Gleich, gleich, mein Hochverehrtester! lassen Sie mich nur meine Gedanken ordnen. Wie es Ihnen bekannt sein wird, begann Moritz mit wichtigthuendem Pathos, wohne ich da drüben.

Ja, ja, rief Valentin ärgerlich, das ist mir sehr bekannt.

Ich zahle eine hübsche Miethe.

Das ist Ihre Sorge.

Aber ich bin mit der Wohnung ganz und gar nicht zufrieden.

Das ist mir sehr lieb! platzte Valentin heraus, denn er sah den Nachbar schon ausziehen.

Henriette hatte Mühe, das Lachen an sich zu halten.

Das ist Ihnen lieb? rief Moritz im Aufwallen der höchsten Freude, sollte es Ihnen vielleicht gar schon bekannt sein?

Was sollte mir bekannt sein? fragte Valentin verblüfft.

Die Ursache, die mich zu Ihnen führt!

Der Teufel ist mir bekannt, Sie haben ja noch nichts gesagt!

Warum unterbrechen Sie mich immer? Hören Sie also: Ich bin mit der Wohnung unzufrieden, sie ist mir zu beschränkt, und ich bin ein Todtfeind von beschränkten Köpfen und beschränkten Wohnungen. Nun komme ich zu Ihnen und bitte Sie, mir zu helfen.

Ich? Soll ich Ihnen vielleicht gar ein Quartier suchen gehen?

O, nein, das wäre ein sehr unbescheidenes Verlangen. Aber der eine Theil Ihrer Wohnung steht leer, überlassen Sie mir zwei Zimmer. Ich möchte sehr gerne bei Ihnen wohnen.

Valentin glotzte jetzt den jungen Mann an, so wie man Jemanden ansieht, den man für verrückt hält.

Moritz machte ein Schaafsgesicht.

Henriette lachte offen.

Mein Herr, rief jetzt der Herr des Hauses, mir scheint, Sie sind toll?

Toll? versetzte Moritz mit bewunderungswürdigem Phlegma, warum toll? Weil ich zu Ihnen ziehen will? Ich will hoffen, Sie meinen es nicht schlimm mit mir. Es wäre sonst sehr undankbar von Ihnen, denn ich muß Ihnen sagen, ich fühle mich zu Ihnen und zu Ihrer hochverehrten Familie sehr hingezogen.

Das macht mir eine niederträchtige Freude, knirschte Valentin, indem er sich immer mehr zu erhitzen begann; ich muß Ihnen aber sagen, daß ich Ihre Zudringlichkeit bald satt haben werde.

Aber, bester Herr Nachbar, antwortete Moritz mit noch größerer Ruhe, ich bin ja ganz unschuldig, ich habe gehört, daß Sie einen Theil Ihrer Wohnung an Zimmerherrn verlassen wollen? —

An Zimmerherrn? schrie Valentin und machte einen Sprung, als ob er elektrisirt

worden wäre, von Wem haben Sie das gehört?

Von dem Greisler.

Der Greisler ist ein Esel! Er ärgert sich wahrscheinlich, weil wir bei ihm nichts kaufen und darum schickt er mir die Leute auf den Hals.

Nun gut, Herr von Spießer, versetzte Moritz mit einer Mäßigung und Ruhe, die jedem Deputirten im Centrum zur Ehre gereicht haben würde, warum ereifern Sie sich aber deßhalb? Sie nehmen keine Zimmerherrn? Gut. Ich kann auch in meinem alten Quartier bleiben. Deshalb brauchen Sie sich ja nicht zu ärgern. Wir bleiben gute Freunde wie bisher. —

Valentin schleuderte ihm einen tödtenden Blick zu.

Der Andere fuhr, ohne dies zu beachten, fort: Es kommt ja Alles nur auf eine Verständigung an. Warum denn in Hader und Zank leben, besonders bei Nachbarsleuten. Also, meine Herrschaften, nichts für ungut. —

Er erhob sich.

Herr von Spießer, nicht wahr, Sie grollen mir nicht? sagte der junge Mann mit kindlich herzlichem Tone.

Der Eifersüchtige wußte nicht, was er erwiedern sollte.

Moritz streckte ihm die Hand entgegen und bat: Reichen Sie mir Ihre Biederhand!

Da Valentin zögerte, so ergriff der Junge seine Hand, riß ihn an sich, umarmte ihn und flüsterte ihm dabei die Worte in's Ohr: „Begleiten Sie mich jetzt hinaus, ich habe Ihnen draußen etwas sehr Wichtiges anzuvertrauen.“

Valentin wurde betroffen.

Moritz empfahl sich Henrietten, ging langsam zur Thüre, und Spießer bequemte sich richtig, dem Verhaßten das Geleite zu geben.

Als Moritz dieß bemerkte, begann er an der Thüre jene gewisse Rangstreitigkeit, wer zuerst hinaus solle. Er faßte Valentin — so sehr auch dieser dagegen deprezirte mochte, sehr höflich mit der rechten Hand am Arme und schob ihn mit den Worten: „Ich bitte, Herr von Spießer, dem Alter gebührt der Vorrang!“ zur Thüre hinaus, zu gleicher Zeit aber schleuderte er ein in der Linken verborgen gehaltenes Billet hinter sich in's Zimmer und schloß dann rasch die Thüre.

Herr von Spießer, sagte er, ich habe Ihnen Wichtiges mitzutheilen.

Sie wollen wahrscheinlich Etwas von mir haben?

Was könnte ich von Ihnen auch begehren wollen? Als Zimmerherr mögen Sie mich nicht nehmen und sonst brauch ich nichts.

Ich möchte also hören —

Sie werden noch zeitlich genug erschrecken.

Erschrecken? rief Valentin, indem er jetzt schon betroffen wurde.

O ja, und das sehr bedeutend. Es thut mir leid um Sie —

Aber was wissen Sie denn? Reden Sie.

Sie sollen es gleich erfahren.

Moritz begann jetzt eifrig sein Sacktuch zu suchen. Er durchstöberte alle Taschen und fand nichts.

Um Vergebung, bester Herr Nachbar, sagte er jetzt, ich muß mein Tuch drinnen gelassen haben.

Nach diesen Worten eilt er zurück in's Zimmer. — Spießer ihm nach.

Moritz findet richtig das absichtlich zurückgelassene Tuch, überfliegt mit einem Blicke den Zimmerboden, das Billet lag nicht mehr da — Henriette hatte es also schon genommen.

Mit einem dankbaren Blicke empfiehlt er sich abermals.

Als Beide wieder draußen waren, sagte Valentin knurrend: Haben Sie vielleicht noch Etwas vergessen?

Moritz tappte wieder in den Taschen herum und sagte: Ich glaube, nicht.

Nun lassen Sie endlich hören.

Gleich, mein Verehrtester! Aber ich sage Ihnen im Voraus, machen Sie sich gefaßt, etwas sehr Unangenehmes zu vernehmen. Sagen Sie mir, wie stehen Sie *oben*?

Wie ich oben stehe? Was wollen Sie mit dem „Oben" sagen?

Mein Gott! oben, ich meine bei den Behörden.

Wie ich mit den Behörden stehe? Ich meine, sehr gut.

Meinen Sie? Ich sage Ihnen, Sie stehen bei der Sicherheitsbehörde sehr schlecht angeschrieben!

Spießer machte ein ungläubiges Gesicht.

Moritz fuhr fort: Man hat bemerkt, daß Sie mit verschiedenen verdächtigen Männern und Frauen zur Abendzeit unterm Thore verkehren —

Valentin, erschreckt, machte einen Schritt zurück.

Moritz sagte weiter: Man hat ferner bemerkt, daß Sie zur Dämmerungszeit sich heimlich in verschiedene Quartiere der Nachbarschaft schleichen, wo lauter Proletarier wohnen.

Valentin erschrack noch mehr und machte noch einen Schritt zurück, denn was Moritz sagte, war buchstäblich wahr; der Eifersüchtige hatte nämlich die Armen der Nachbarschaft zu Aufpassern über seine Frau gedungen und verkehrte deßhalb mit ihnen.

Der Elephant fuhr fort: In Folge dieser Wahrnehmungen sind Sie bei der Polizei als Malkontent und Mitglied eines heimlichen Arbeiterklubbs denuncirt.

Spießer taumelte zurück.

Ist das möglich? stotterte er.

Sie sehen, ich habe Ihnen die Ursache angegeben.

Sie werden aber doch nicht glauben, daß ich wirklich —

Was ich glaube, daran darf Ihnen wenig liegen, aber die Polizei glaubt es.

Mein Gott, die Polizei — wenn die Polizei meine Verhältnisse kennen würde! —

Die Polizei ist aufgestellt, daß sie auf Ordnung und Ruhe, und nicht auf Privatverhältnisse Rücksicht nehme.

Aber sagen Sie mir, verehrtester Herr Nachbar — Valentin bediente sich zum ersten Male dieses Beiwortes — woher haben Sie das erfahren?

Moritz zuckte die Achseln und versetzte: Man hat Verbindungen.

Aber wer hat mich denuncirt?

Das ist die große Frage. Jedenfalls muß es Jemand sein, der Ihrem Thore gegenüber wohnt und Gelegenheit hat, Alles zu beobachten.

Valentin dachte eine Weile nach. Plötzlich tauchte ein Gedanke in ihm auf.

Ich hab ihn, sagte er, ja, ja, Er ist es und Niemand Anderer. Er ist mir gleich vom Anfange her verdächtig vorgekommen. Ein Mensch, der nur Etwas zu befürchten hat, trägt keinen so fürchterlichen Bart, legt sich nicht mit scharlachrothem Unterfutter zum Fenster hinaus — ja, er ist ein verkappter Denunciant.

Wen meinen Sie denn? fragte Moritz, als ob er den Bezeichneten gar nicht kenne.

Es ist ein junger Herr, der mir früher gegenüber logirte.

Früher?

Als ich jene Zimmer bewohnte, welche in die Rothgasse gehen. Weil mir aber seine

Nachbarschaft unangenehm war, zog ich herüber.

Und das hat Sie bei ihm verdächtiget. Jetzt verstehe ich. Man darf dergleichen Leuten nicht ausweichen, sonst vergrößert sich der Verdacht.

Aber, mein Verehrtester, der Sachverhalt ist ein ganz anderer, als Er angegeben hat.

Was nützt Ihnen das, wenn Er es nicht weiß? Haben Sie sich in seinen Augen verdächtiget, so müssen Sie sich auch in seinen Augen rechtfertigen, sonst wird der Verdacht immer auf Ihnen lasten.

Aber wie kann ich das?

Mein Gott, welche Frage! Man muß sich diesen Leuten nähern, muß mit ihnen freundlich sein, wenn sie dann längere Zeit in's Haus kommen, so überzeugen sie sich, daß ihre Angabe falsch war und berichtigen sie. Jetzt aber, mein Verehrtester, bitte ich um Entschuldigung. Ich muß fort. Leben Sie wohl.

Valentins Abschied war viel freundlicher als der Willkomm.

Er kehrte in das Zimmer zurück.

Henriette erwartete ihn nicht ohne Neugierde.

Achtes Kapitel.

Was sich nach dem Abgang des Elephanten weiter begeben hat.

Als Valentin eintrat, bemerkte Henriette sichtbare Zeichen von Niedergeschlagenheit.

Sein Gang war unsicher, sein Auge unstät, seine Haltung gebeugt.

Als er sich niedersetzte, versank er in Nachdenken.

Henriette hatte Ursache, zu staunen.

Was war zwischen dem jungen Mann und ihrem Gatten vorgefallen, daß es auf Valentin einen solchen Eindruck hervorbrachte?

Sie hatte das von Moritz zugeworfene Billet verborgen, aber noch nicht gelesen. Vielleicht daß sie dort einige Aufklärung finden würde.

Valentin war zu sehr mit sich beschäftiget, als daß er seine Frau hätte beachten können. Das Bedürfniß, allein zu sein, bewog ihn, in sein Zimmer zu gehen, wo er

nach Tisch gewöhnlich sein Mittagsschläfchen machte; heute aber dachte er an's Schlafen nicht, er dachte über seine Lage nach.

Also denuncirt, sagte er bei sich, verläumdet, verschwärzt! und ich bin doch so unschuldig als nur irgend ein Staatsbürger sein kann. Sie halten mich oben für einen Malkontenten! Freilich bin ich malkontent, aber nicht mit der Regierung, sondern mit meiner Frau bin ich malkontent. Was liegt mir an dem Staats-Haushalt, wenn nur mein Haushalt besser bestellt wäre. Was kümmere ich mich um den Frieden auswärts, wenn nur mein Hausfrieden nicht beim Teufel wär! Sie halten mich für ein Mitglied eines heimlichen Arbeiterklubbs! Ich, der ich ein Todfeind von allen Vereinen bin, der ich überhaupt Alles hasse, was zusammenkommt, um zu reden. Ich dinge mir einige Späher, um mein junges, boshaftes Weib zu überwachen, und oben glauben sie, daß ich aufwiegle! Bin ich nicht selbst schon aufgewiegelt genug? Kann es eine abscheulichere Aufwiegelei geben, als wenn ein armer Ehemann keine Ruh und keine Rast hat, wenn er jede Minute denken muß: „Jetzt wirst du von deinem Weibe betrogen?" Und er —

er, den ich als Ehemann für gefährlich hielt, er ist es mir als Staatsbürger geworden! Wie man sich doch irren kann! Ich habe ihn für einen Kourmacher, für einen Verführer und Frauenjäger gehalten und er ist nur ein Denunciant. Da ist dieses bartlose Ungeheuer mit seiner marmornen Zudringlichkeit weit gefährlicher. Hat er nicht meine Frau angestiert, als ob er sie verschlingen wollte? und sie hat ihn angelächelt, war freundlich mit ihm, als ob er jetzt schon ihr Geliebter wäre. Es ist gewiß, von Diesem Taugenichts droht mir, als dem Ehemanne, Gefahr und von Jenem mit dem Demokratenbart habe ich als Staatsbürger mich in Acht zu nehmen. Aber darin hat der junge Lump recht, ich muß mich dem Denuncianten nähern, er muß sich überzeugen, daß ich kein Regierungs-Malkontent, daß ich kein heimlicher Klubbist bin. Ach Gott! wie voreilig war ich, daß ich von drüben herübergezogen bin! — Dort war nur Einer und hier sind Zwei. Jener Eine ist ein ganz anderer Jäger, als ich vermuthete, dagegen ist dieser Eine von den Zweien hier ein wahrer Don Juan, der seinen Kameraden wahrscheinlich forterpedirt hat, damit er ihm bei seinen Plänen nicht im Wege ist.

Was soll ich also jetzt thun? Ich muß diesem gefährlichen Vis-a-vis ausweichen. Lieber in der Nachbarschaft eines Vertrauten der Polizei als in der eines Vertrauten meiner Frau. Jenem gegenüber weiß ich mich unschuldig, diesem gegenüber steht die Unschuld meiner Frau auf dem Spiele. O Gott! ich lebte so lange in dieser Gasse, und in meinen alten Tagen muß ich mich mit Denuncianten und Nebenbuhlern herumbalgen, um den Einen von meinem Leibe und den Andern von meiner Frau fern zu halten.

Während Valentin sich mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigte, hatte sich seine zweite Hälfte in ihrem Zimmer eingeschlossen, und das Erste, was Sie da that, war, daß Sie das aufgehobene Billet las.

Dieses lautete:

„Reizendste, hochvererteste aller Frauen!

Ihr kummervoller Blick, den zu belauschen ich oft Gelegenheit habe, sagt mir, daß Sie unglücklich sind. Wer wird Sie nicht innig bemitleiden, wenn er sieht, wie Sie von einem eifersüchtigen Gatten mißtrauisch überwacht und gequält werden. Dieses Loos verdienen Sie nicht, Sie nicht, die Sie aller Wonnen dieser Erde würdig sind. —

Henriette! ich liebe Sie heiß und leidenschaftlich. — Verzeihen Sie, hochverehrte Frau, diese vertraulichen Worte, sie entschlüpfen meiner Feder und ich lasse sie stehen, als Zeugen meines überströmenden Gefühles. Werde ich je Gelegenheit erhalten, Sie dessen mündlich zu versichern?

Ihr wärmster Verehrer und Anbeter
Gustav."

Henriette las die Zeilen zweimal, lächelte, zerriß das Billet und vertilgte selbst die kleinen Stückchen, damit kein Buchstabe zum Verräther werde.

Dieser Umstand, welcher bewies, daß sie den Empfang des Billetts als tiefes Geheimniß bewahrt wissen wollte, bezeugte zugleich, daß sie in ihrem Herzen den Versuch des jungen Mannes, sich ihr zu nähern, nicht verdammte, denn in diesen Falle hätte sie die Zeilen zurück gesendet oder ihrem Gatten übergeben.

Die junge Frau überließ sich nun ebenfalls ihren Gedanken.

Gustav, Moritz und Valentin standen sich gegenüber. Die Eifersucht des Gatten wurde Ihr um so verächtlicher, je vortheilhafter der junge Liebesbewerber in den Vorder-

grund trat. Daß Moritz im Interesse Gustavs arbeite, war Ihr gleich Anfangs klar geworden. Seine Weise, sich an Valentin heranzudrängen, nöthigte ihr, so oft sie daran dachte, ein Lächeln ab. Wie beschränkt, wie unbeholfen und feige benahm sich ihr Gatte dabei. Wenn die Bemühungen der jungen Leute sonst keinen Erfolg gehabt hätten, Einen hatten Sie schon bewirkt, nämlich der Widerwillen Henriettens gegen ihren Mann war erregt. Sie war jetzt nicht mehr gleichgültig gegen ihn, sondern sie miß achtete ihn.

In Bezug auf Gustav beschloß sie, ihm nicht zu antworten, keinen Schritt zu machen, um sich ihm zu nähern; sondern vorläufig die weitere Einwicklung der eingeleiteten Versuche abzuwarten. Eine Frage, die sich ihr aufdrang, vermochte sie sich nicht zu beantworten. Was mochte ihren Gatten so niederschlagen, als er von der Begleitung des jungen Mannes zurückkehrte? Was mochte ihm Dieser gesagt haben? Henriette erging sich in Vermuthungen, allein keine Annahme befriedigte sie.

Eine Mißlaune war die Folge der fruchtlosen Betrachtungen. Sie beschloß auszuge-

hen und begann sich anzukleiden. In dieser Beschäftigung wurde sie von Valentin gestört.

Du bist im Ankleiden begriffen? begann er schüchtern.

Ich gehe aus! versetzte sie kurz.

Allein?

Ja. Es steht Dir frei, mir wieder nachzuschleichen.

Valentin wurde roth und zitterte vor Aerger.

Henriette, sagte er, ich bin gekommen, Dir einen Vorschlag zu machen.

Die Gattin sah ihn mit einem Blicke an, der ihn zum Sprechen aufforderte.

Ich habe bemerkt, sagte er, daß Du, seit wir die Zimmer in der Seitengasse bezogen, sehr unfreundlich mit mir bist, das thut mir weh. Ich glaubte Dir eine Freude damit zu machen, leider bewirkte ich das Gegentheil. Ich will meinen Fehler gut machen. Wir werden wieder hinüberziehen.

Henriette wurde bei dieser Kundgebung etwas betroffen; doch verrieth Sie sich nicht.

Aha, dachte sie, der thätige Moritz scheint ihm gefährlicher, als der ruhige Gustav, deshalb dieser Wechsel.

Dann sagte sie laut: Es thut mir sehr leid, dieses Mal Deinem Wunsche nicht Folge zu geben. Ich bin keine Maschine, die sich willenlos hin- und herschieben läßt! Ich bin hier sehr zufrieden.

Diese Antwort bestärkte den Eifersüchtigen noch mehr in seiner Vermuthung.

Es ist wirklich so, sagte er bei sich, ich habe von dem Zudringlichen Alles zu fürchten. Sie denkt an den Andern nicht.

Du bist zufrieden? antwortete er, ich glaube es nicht. Doch wenn auch — ich bin es nicht. Die Zudringlichkeit dieses jungen Laffen ist mir unerträglich.

Mir ganz und gar nicht! versetzte die kleine Brünette, er ist ein drolliger Mensch, und ich muß jederzeit herzlich über ihn lachen.

Du scheinst Dich für den Taugenichts sehr zu interessiren!

Mein Gott! muß man sich denn gleich für einen Menschen interessiren, den man angenehm findet?

Ich sage Dir, ich werde mit ihm kurzen Prozeß machen.

Das ist Deine Sache. Mir aber steht es

frei, zu lachen, so oft ich das, was er thut, belachenswerth finde.

Der Lump belästiget mich.

Womit thut er das?

Sitzt Er nicht immer am Fenster.

Wer kann es ihm in seiner Wohnung verbiethen?

Und sieht herüber —

Er benützt wahrscheinlich seine Augen.

Und sein Theatergucker —

Er unterhält sich.

Mit Dir! —

Auch möglich.

Und das sagst Du mir so kalt ins Gesicht?

Warum nicht? Es steht Jedem frei, sich mit mir zu unterhalten; etwas Anderes wäre es, wenn auch ich mich mit ihm unterhielte.

Und hast Du dies noch nicht gethan?

Das mußt Du am besten wissen — Du bist ja den ganzen Tag um mich.

Valentin sah sie finster an und erwiederte: Bisher habe ich noch nichts bemerkt; und um mich auch für die Zukunft zu beruhigen, ersuche ich Dich, wieder herüber zu ziehen.

Ich bleibe bei meinem Entschluße.

Das wirst Du nicht thun.

Nun, wir wollen sehen.

Du wirst mir zu Liebe nachgeben.

Bei den Worten „Mir zu Liebe" stieß Henriette ein Lachen aus, welches Valentin schaudern machte. In diesem Lachen sprach sich ihre ganze Abneigung aus.

Da sie ihre Toilette eben beendet hatte, so verließ sie das Gemach.

Ihr Weg führte sie ins Bürgerspital zu Madame Walker.

Wie gewöhnlich wurde ihr auch heute ein sehr freundlicher Empfang zu Theil.

Ach, meine liebe Kleine! rief die Dame, Sie kommen mir wie erwünscht. Ich war schon gesonnen, zu Ihnen hinauszugehen, wenn Sie jetzt nicht gekommen wären. Setzen Sie sich zu mir und lassen Sie uns vertraulich plaudern. Ich bin heute gerade allein. Mein Fürst hat mit dem jungen Grafen von Wellen eine Jagd unternommen. Mein Baron macht einen Ausflug und der kleine Bankier ist mit seinem Hofmeister in den Volksgarten zum Strauß gegangen. Wir können also ganz ungestört mit einander sprechen.

Was haben Sie mir so Wichtiges mitzutheilen? fragte Henriette.

Das ist nicht so schnell gesagt, wie Sie meinen. Doch vor Allem, wie befinden Sie sich, wie geht es Ihnen?

Die kleine Brünette machte eine Bewegung, die so viel sagen sollte, als: „Nicht am besten!"

Gabriele faßte ihre Hand.

Und wo fehlt es Ihnen, liebe Kleine?

Davon ein anderes Mal, meine Liebe! darüber läßt sich sehr viel erzählen.

Sie leiden also an Ihrem Mann?

Gabrielens Ausdruck, der den Mann gleichsam wie eine Krankheit bezeichnete, machte Henriette lächeln.

Meiner Treu! sagte sie, Sie haben recht! ich leide an meinem Mann, so wie eine andere Frau an Krämpfen oder an Migräne leidet.

Und wollen Sie gegen Ihr Uebel kein Mittel gebrauchen.

Mit dem Wollen allein ist es nicht abgethan. Wer kann den Männern trauen?

Was würden Sie aber dazu sagen, wenn ich Ihnen über das, was Sie im Stillen zu wissen wünschen, Gewißheit verschaffte?

Henriette wollte sie unterbrechen, allein

die Mutter eines Fürsten, eines Barons und eines Bankiers ließ sie nicht zu Worte kommen?

Was würden Sie dazu sagen, fuhr sie fort, wenn ich Ihnen sogar die Möglichkeit verschaffte, ein Stück Zukunft zu erfahren?

Sie scherzen wohl?

Ich scherze nicht, meine Liebe! Ich werde es Ihnen bald klar machen, denn das ist ja eben der Grund, warum ich heute mit Ihnen zu sprechen wünschte.

Sie machen mich wirklich neugierig.

Hören Sie also: In einer Vorstadt draußen befindet sich eine alte Frau, die eine besondere Geschicklichkeit im Kartenaufschlagen besitzt.

Henriette lachte.

Mein Gott! rief Frau Walker, was lachen Sie denn? Ich will Ihnen nur geschwind Einen Fall erzählen, der wird Sie gleich ernsthaft stimmen. Kennen Sie die Frau von Dachthal?

Die Andere verneinte.

Diese Frau ist jung, reich, ihr Mann ist auch jung und hübsch. Beide lieben sich zärtlich. Die Frau fühlt sich so glücklich, daß sie jede eintretende Aenderung fürchtet; sie wünscht zu wissen, wie lange dieses Glück

dauern würde, und geht zu der Alten. Diese prophezeit ihr aus den Karten ein fürchterliches Unglück und vier Tage darauf wurde der bis dahin kerngesunde Dachthal begraben. Was sagen Sie dazu?

Henriette fühlte sich in der That erschüttert.

Und jene Alte, sagte sie betroffen, hat es aus den Karten —

Vorhergesagt! ja, meine Liebe, Sie hat es vorhergesagt. Ich könnte Ihnen noch mehrere Beweise anführen, man spricht ja überall von ihrer Kunst.

Es ist sonderbar, ich habe noch nichts gehört.

Du lieber Himmel, was wißt denn Ihr Vorstädter da draußen! Bei Euch kümmert sich jedes nur um das Stückchen „Grund," auf dem es lebt. Der Wiedner weiß nicht, was auf Mariahilf vorgeht und hier weiß man lange nicht, was in der Josephstadt geschieht; aber wir in der Stadt, wir leben im Mittelpunkt, wir erfahren Alles; und besonders in der höheren Societé, da bleibt nichts verschwiegen, vorzüglich wenn es Passionen betrifft. Sagen Sie mir, wa-

ren Sie schon bei dem Wunderdoctor vor der Linie?

Henriette verneinte.

Sie haben wahrscheinlich von dem Mann auch noch nichts gehört! Da haben Sie wieder einen Beleg, wie unbekümmert die ordinären Vorstädter in den Tag hineinleben. Aus der Stadt fährt man hinaus, als ob Cagliostro mit seinen Geistererscheinungen oder Mesmer mit seiner magnetischen Kufe draußen wäre.

Aber, meine Verehrteste, bei jetziger Zeit --

Oh meine Beste, was wollen Sie mit den Worten: „Bei jetziger Zeit?" Die Menschen sind jetzt so, wie sie früher waren, und wenn vor zwei, drei oder vierhundert Jahren Wunder geschehen sind, so sehe ich nicht ein, warum sie jetzt nicht auch geschehen sollten? Ich für meinen Theil, ich glaube an dergleichen Dinge, und sagen Sie mir, warum sollte ich nicht daran glauben? Kurz und gut, wollen Sie mit mir zur Kartenaufschlägerin gehen?

Henriette, wenn Sie auch zum Scheine widersprach, war dem Antrage im Grunde ihres Herzens doch nicht abgeneigt.

Die uralte Neigung des Menschen, den Schleier der Zukunft gelüftet zu sehen, so wie die angeborne Neugierde der Frauen, drängten sie zur Zustimmung. Die Lage, in der sie sich befand, machte ihr einen Blick in die geheimnißvolle Zukunft nur noch wünschenswerther.

Wann wollen Sie dahin gehen? fragte Henriette.

Morgen Nacht. —

In der Nacht?

Mein Gott! Sie erschrecken ja, als ob es einen Zug gegen Räuber gelte? Wir nehmen einen Fiaker, der uns in die Vorstadt führt. Eine Strecke weit vom Hause der Alten, damit er nicht sieht, wohin wir gehen, muß er halten und unsere Rückkunft abwarten.

Das ist Alles recht schön, aber was wird mein Mann dazu sagen?

Ist Ihnen daran etwas gelegen?

Ich habe meinem Manne bis nun keine Ursache gegeben, seine Eifersucht für gerecht zu halten. Er kann mir bis jetzt noch nichts vorwerfen. Es wäre also leichtsinnig von mir, eine Handlung zu begehen, bei der ich unschuldig wäre und dennoch den Schein gegen mich hätte.

In diesem Falle bliebe Ihnen nichts Anderes übrig, als Ihren Mann mitzunehmen. —

Das ließe sich hören.

Wissen Sie was? Ich nehme meinen Baron und Sie Ihren Mann mit. Die beiden Herren müßen vor der Thüre auf uns warten.

Soll ich aber meinem Mann sagen, daß ich —

Wozu ist das nöthig? Sie sind meine Begleiterin, sonst nichts. Ich lasse mir die Karten legen. Das ist Alles. Von mir mag Ihr eheliches Ungethüm denken, was ihm beliebt. Also abgemacht?

Abgemacht!

Es war nun Henriettens Aufgabe, Valentin zur Begleitung aufzufordern.

Als sie nach Hause kam, fand sie zu ihrem Staunen den Gatten an einem Fenster, welches in die Kothgasse hinaus ging.

Sie eilte hinauf und sah, daß er während ihrer Abwesenheit seine Möbel hinüber dislocirt hatte. Mit dem ihrigen dasselbe zu thun, hatte er nicht gewagt.

Valentin kam ihr entgegen.

Wo warst Du, Henriette? fragte er etwas gereizt.

Das wirst Du von Deinem Spione ohnedem erfahren. Was soll die abermalige Veränderung im Quartier? fragte sie barsch.

Ich habe Dir gesagt, daß ich drüben nicht mehr wohnen mag.

Um das Aufsehen im Hause und bei der Nachbarschaft zu vermeiden, antwortete Henriette, will ich Dir hieher folgen. Du hast es wohl nicht bedacht, was die Leute sagen würden, wenn Du hier wohntest und ich drüben; aber ich sage es Dir, Valentin, es ist das letzte Mal, das ich wechsle.

Als Henriette ihren früheren Entschluß aufgab, sagte Valentin bei sich: Sie scheint doch ein braves Weib zu sein, wenigstens habe ich die Versicherung, daß ihr an dem gefährlichen Subjekte nichts gelegen ist.

Henriette ihrerseits siegte, während ihr Gatte sie besiegt glaubte, und bahnte sich außerdem den Weg zu einem andern Siege.

Ehe ich zur Umquartierung schreite, sagte sie zu Valentin, bitte ich Dich, in mein Zimmer zu kommen, ich habe Dir Etwas mitzutheilen.

Der Eifersüchtige beeilte sich, diesem Wunsche Folge zu leisten.

Henriette begann: Ich war bei Frau von

Walker zu Besuch. Bevor ich von ihr ging, richtete sie an mich die Bitte, sie Morgen Nachts zu einer Kartenaufschlägerin zu begleiten. Ich sagte zu, weil ich Dergleichen noch nicht gesehen habe. Um Dir aber im Vorhinein jeden Grund zu einem Verdachte zu benehmen, lade ich Dich ein, uns zu begleiten. Der mittlere Sohn der Frau von Walker fährt ebenfalls mit. Was ist Dein Entschluß?

Valentin war von dieser unerwarteten Aufmerksamkeit seiner Gattin fast gerührt.

Henriette hatte ihm nacheinander zwei Beweise ihrer Ehrlichkeit gegeben, das war hinreichend, ihn auf wenigstens zwölf Stunden zu beruhigen. Er nahm die Hand seiner Gattin, drückte sie an seine Lippen und sagte: Henriette, Du bist ein braves Weib, mein Entschluß ist schon gefaßt, ich fahre mit. Das heißt, verbesserte er sich, ich fahre nicht deshalb mit, weil ich Mißtrauen in Dich setze, Gott bewahre! ich thue es einzig und allein, weil ich gerne in Deiner Gesellschaft bin.

Henriette lächelte spöttisch.

Valentin verbrachte seit längerer Zeit die ersten ruhigen Stunden.

Der Thor! er kannte die Frau nicht, er wußte nicht, wenn er ihr trauen oder mißtrauen sollte.

Ihr Herz war bereits erwacht und bäumte sich mit Gewalt gegen eine Verbindung, die unauflösbar war.

Wenn aber bisher die Vernunft über neue Wünsche und Regungen bei Henriette die Oberhand behauptete, so war es weder Pflichtgefühl noch Tugend, welche ihr in diesem Kampfe beistanden, sondern einzig und allein der Gedanke, daß sie den Mann, der sich ihr zu nähern suchte, erst kennen lernen wollte.

Mit dem Wollen allein, hatte Henriette zu ihrer Vertrauten gesagt, ist es nicht abgethan. Wer kann den Männern trauen!

In diesen Worten lag ihr innerstes Bekenntniß.

Einen Mann betrügen, um von einem Andern betrogen zu werden! das fürchtete sie — sonst nichts.

Neuntes Kapitel.

Der Leser findet alte Bekannte.

Es ist Thatsache, daß es in Wien Vorstädte giebt, die selbst alten Wienern nur dem Namen nach bekannt sind.

Mancher Wiener, der Paris, London und Brüssel kennt, der den Süden und Norden weit und breit durchreist hat, wird sich's doch gestehen müssen, daß ihm manche Theile seiner Vaterstadt ganz fremd sind.

Wie Viele gibt es, die z. B den Magdalenengrund, oder den Thury, oder die Weißgärber oder Erdberg nicht kennen?

Diese Vorstädte liegen abseits, sie haben nichts, was sie besucht oder berühmt machen könnte, selbst die Geschichte hat ihnen nichts genützt.

Nehmen wir z. B. Erdberg.

Wer hat nicht schon in den Kalendern, deren historischen Theil unsere Kalenderfabri-

kanten aus den Kroniken abschreiben, gelesen, daß Erdberg einst ein Fischerdörfchen gewesen, daß Richard Löwenherz auf seiner Flucht dort erkannt und festgenommen worden sei, daß später in Erdberg auf der sogenannten „Gänseweide" die Hexen verbrannt wurden und was mehr dergleichen Dinge sind, die jeder Spatz auf dem Dache pfeift, und doch wissen jetzt die Wenigsten etwas von dieser Vorstadt.

Die Häuser, oder besser gesagt, die Hütten, und die Gassen haben sich nicht erhöht und nicht vergrößert; wer Erdberg sieht, glaubt kaum, daß er sich in der Residenz eines großen Kaiserstaates befinde; Erdberg ist jetzt kaum mehr, als was es vor hundert und hundert Jahren war; während z. B. viel jüngere Vorstädte groß und prächtig wurden, ist das alte Erdberg klein und arm geblieben.

Wann spricht man aber auch von Erdberg? Höchstens dann, wenn die Donau, diese alte gefährliche Nachbarin, aus ihrem Bett steigt und in den dortigen Gärten und Hütten ihren Besuch abstattet.

Erdberg hat keine Fabriken, keine Notabilitäten, die diesen Namen populär machten, nicht einmal ein Brauhaus, welches berühm-

tes Erdberger-Bier fabrizirte; Erdberg ist bescheiden, es erzeugt nur Fiaker und Salat, und wenn von ihm ja etwas in einigen nahen Vorstädten bekannt ist, so ist höchstens der Spitznahme: „Erdberger Salatspritzer!“

Dort unten am äußersten Ende dieser Vorstadt steht eine Zeile von Hütten, gegenüber befinden sich Gärten, die sich bis zur Donau hinstrecken, jenseits welcher der Prater herüberschaut.

In eine jener Hütten treten wir ein.

Die vorderen Fenster, so nieder, daß man von der Strasse ohne jede Mühe in die Stube steigen kann, gehen auf die Gärten hinaus. Trotzdem sind sie nicht durch Gitter verwahrt; dies kommt daher, weil zur Nachtzeit die Hunde und Wächter in den Gärten zugleich die Hüther dieser Hütten sind.

Die Stuben sind nieder. Vorne befinden sich deren zwei, rückwärts eine und in der Mitte drinnen ist eine Küche.

Die Gelegenheit ist also folgende: Die Thüre führt von der Strasse in den Hof, sie ist in einer etwa mannshohen Planke angebracht. Der Hof ist so lang wie die Hütte, welche mit der schmalen Seite auf die Strasse

hinaussieht. Beiläufig in der Mitte des Hofes wendet man sich links und man tritt in eine Art von Vorhalle, in welche drei Thüren münden. Links jene, die in die vordere Stube, rechts jene, die in die hintere, gegenüber die, welche in die Küche führt. Der Aufgang auf den Boden ist von rückwärts mittelst einer Leiter.

Das Innere der Vorder-Stube ist nicht gar freundlich. Unordnung und Unreinlichkeit gehen Hand in Hand. Obwohl es spät am Nachmittage ist, so stehen die Betten doch noch in demselben Zustande, in dem sie am Morgen verlassen wurden. Der Boden — er bezeugt es deutlich — ist tagelang nicht gescheuert, die vorhandenen Linnen sind schmutzig, die Schränke bestaubt, der Tisch ist noch mit den Tassen bedeckt, aus welchen am Morgen gefrühstückt worden war, sogar die Kaffee- und Milchtöpfchen stehen noch darneben. Außerdem sieht man theils an den Thüren, theils an den Stuhllehnen, ordinäre Kleidungsstücke herumhängen, die darthun, daß hier Individuen von beiden Geschlechtern hausen.

Es ist, wie wir bereits erwähnt haben, spät am Nachmittage.

Die Frühlingssonne ist eben im Untergehen begriffen.

In den Gärten, die sich an der Donau hinunter bis zum „neuen Wirthshause" und weiter rechts bis zu den ersten Artillerie-Laboratorien auf der Simmeringer Haide erstrecken, wird emsig gearbeitet. Die hohen Stangen der Garten-Brunnen sind in Bewegung. Die fleißigen Hände der Einen ziehen den Eimer herauf, während die Anderen mit der Gießkanne hantiren und den jungen Pflanzen die Nahrung geben, die ihr die Wolke versagt. Der künstliche Spreuregen glitzert, von den Strahlen der Sonne beschienen, regenbogenfarbig herüber; aus diesem Bild ländlicher Beschäftigung dringt hie und da ein schwacher Gesang, manchmal auch ein unmelodisches Hundegebell, zuweilen nur, wenn der Luftzug von dem Gebirge herüberstreicht, vernimmt man das Geräusch der bewegten Residenz.

Im grellen Widerspruche mit der ganz ländlichen Ruhe von Außen, steht die Scene, die wir im Innern der geschilderten Hütte miterleben.

Zwei Männer sind mit einander im wilden Kampf begriffen.

Der Schauplatz ist die Vorhalle.

Wahrscheinlich, weil sie hier durch keine Einrichtungsstücke genirt sind.

Die beiden Kämpfenden sind in Hemdärmeln und ringen mit einander. Der Eine hat den Andern umfaßt und Beide schlagen zugleich mit ihren geballten Fäusten den Rücken des Gegners.

Die Hemdärmeln des Einen sind bereits in Fetzen zerrissen, die Weste des Andern, namentlich das Hintertheil, befindet sich in ähnlichem Zustande.

Während des Ringens hört man einzelne Flüche, Schimpfnamen und Weherufe.

Die Wuth scheint sich mit jedem Augenblicke zu steigern.

Beide schlagen zu, so viel in ihren Kräften.

Jetzt klammert sich der Größere mit ganzer Kraft an das Seitenhaar des Kleinern, er reißt nach beiden entgegengesetzten Seiten, als wolle er den Kopf des Gegners in zwei gleiche Theile zerfetzen; dieser heult auf und versetzt seinem Feinde einen solchen Schlag in's Gesicht, daß er zurücktaumelt und als Beute in den Händen zwei Büschel Haare mitnimmt.

Dieser Schlußeffect scheint Beiden zu genügen, denn nun ist der Kampf beendet.

Der Größere, der zugleich der Aeltere ist, trägt nebst den Haarbüscheln ein blaues Auge vom Kampfplatz und der Kleinere hat den Verlust eines Theiles seines Seitenhaares zu beklagen.

Beide gehen trotz des erschöpften Zustandes in die Vorder-Stube, um ihre sehr derangirte Toilette herzustellen; dabei führen sie folgendes Zwiegespräch.

Der Aeltere, indem er die ihm noch an den Fingern klebenden Haare in die Luft blies, sagte: Da hast Du deine Haare, Spitzbub, such Dir's zusammen, Du liederlicher Lump!

Unsere Leser mögen dem Erdberger den Pleonasmus vergeben; wer ein Lump ist, muß nothwendiger Weise auch liederlich sein; allein in Erdberg sagt man's so, es ist eine Art von Kraftausdruck.

Der Andere, nämlich der Jüngere, blieb die Antwort nicht schuldig.

Was liegt an den paar Haaren, sagte er höhnisch lächelnd; ich habe, Gott sei es gedankt, noch Haare genug; aber Du hast nur zwei Augen und ich hab Dir den einen Fensterladen schön blau angestrichen.

Während er dies sagte, kämmte er sich den Rest seines langen Seitenhaares glatt an die Schläfe.

Und wenn ich beide Augen verlieren müßte, entgegnete der Aeltere, Du mußt doch anders werden.

Das kostet mich nur einen Lacher! rief der Jüngere, den Menschen möcht ich sehen, der mich anders zu machen im Stande ist.

Die Lumperei muß aufhören —

Oho, wann denn schon? Zu Michaeli oder zu Georgi?

Ich will mich nicht rackern, damit ein Anderer faullenzt und das verliederlicht, was ich verdiene.

Ich brauch nichts von Dir. —

Aber von der Mutter brauchst Du! Du verliederlichst, was die Mutter verdient, und dann muß ich, damit wir zum Leben haben, mit meinem Verdienst herhalten.

Der Jüngere verzog spöttisch sein Gesicht und sagte: Du bist ein sauberer Bruder! es ist schade, daß ich nicht noch ein paar Dutzend von diesem Muster habe.

Und ich, erwiederte der Aeltere mit Grimm, ich habe an Dir allein schon genug.

Adam! rief der Jüngere drohend, reiz' mich nicht, die Geschichte könnte von Neuem angehen!

Nur zu, ich bin dabei. Entweder — oder! So kann es nicht bleiben. Ich will sehen, wer Herr im Haüse ist!

Du doch nicht?

Ja, ich bin's, ich bin Dein älterer Bruder, ich bring Geld in's Haus! hast Du mich verstanden, Lump?

Adam, ich rathe Dir, wirf nicht so mit „Lumpen" um Dich! —

Bist Du es etwa nicht? Geh' doch herum auf dem Grund und frag' von Haus zu Haus, wie die Leut' Dich heißen, und Du wirst kein anderes Wort hören, als: Jakob, der Lump!

Der Genannte fuhr bei diesen Worten auf seinen älteren Bruder los, dieser hielt ihm die geballte Faust entgegen.

Jakob führte einen Schlag nach ihm, Adam parirte glücklich.

Die beiden Brüder wären unstreitig wieder an einander gerathen, wäre nicht in demselben Momente die Stubenthüre aufgegangen und eine alte Frau eingetreten.

Beim Anblick derselben wandten die Brü-

der sich von einander ab und Jeder kehrte sich einem Fenster zu.

Bevor wir die Scene weiter verfolgen, wollen wir die Personen ein wenig näher betrachten.

Adam, der ältere der Brüder, ist ein Mann in der Mitte der Dreißig; er trägt Schnur- und Backenbart, was seinem länglichen, sonnenbraunen Antlitze einen sehr männlichen Charakter verleiht. Das lebhafte, bewegliche dunkle Auge ist von etwas starken Brauen beschattet, die eben so schwarz sind, wie das Haupthaar. Der Ausdruck des ganzen Antlitzes ist ernst, nicht ohne Würde, müssen wir sagen, obwohl wir es mit einem Menschen zu thun haben, den das Schicksal zur Arbeit bestimmt, dem es daher eine tiefe Stufe in der Gesellschaft angewiesen hat. Seine Figur ist groß, mehr schlank als kräftig, daher biegsam, gelenkig. Diese Gestalt würde, in ein hübsches Kleid gesteckt, jedem jungen Manne zur Ehre gereichen; nur die von Arbeit breit und hart gewordenen Hände möchten seinen Stand verrathen.

Zu diesem seinem älteren Bruder bildet Jakob, der Jüngere, fast den Gegensatz.

Er ist untersetzt und stämmig; sein Ant-

litz, mehr rund und voll, ist zwar ebenfalls braun, aber ganz bartlos, obwohl er dem Alter nach schon nahe an den Dreißigen steht. Er trägt sein braunes Haar an der Stirn hinauf und an den Schläfen glatt angekämmt, so daß es beiderseits, mit Oel geschwängert, eine glänzende Fläche bildet. Ein gelbes, blau getupftes Halstuch, eine dunkelrothe Weste, eine Pantalon und ein Gehröckchen mit breit zurückgelegtem Kragen bilden seine Kleidung und ein Hut — der „keck und verwogen" nur auf einem Theile seines Hauptes sitzt — bildet seine Kopfbedeckung. Sein ganzes Aeußeres ist nicht uneinnehmend, er wäre, was unsere Vorstädter einen „f e s ch e n" Burschen nennen, wenn nicht sein Leichtsinn, seine Verderbtheit, dieses Prädikat bei ihm unmöglich machten. Der Leser denke sich einen Roué aus dem Proletariate, und er hat unsern Mann vollkommen charakterisirt.

Was die dritte der anwesenden Personen, nämlich die alte Frau anbelangt, so ist sie uns nicht mehr unbekannt.

Wir haben sie bereits auf dem Wasserglacis kennen gelernt, wo sie mit der blassen Lucie aus der Alleegasse zusammentraf und dann mit ihr in die Karlskirche ging. Ja,

es ist dieselbe hohe Frau mit der gebückten Haltung, wir erkennen sie an ihrem dunklen Kleide mit der schwarzen Merino-Mantille und dem zerknitterten Atlashut, sogar der Ridikül am rechten Arm fehlt nicht.

Diese Frau, deren bloßes Erscheinen hinreichte, die feindlichen Brüder zu trennen, war ihre Mutter.

Die Alte, welcher beim Eintritte die drohende Stellung der beiden Söhne nicht entgangen war, sagte: Was hat es hier wieder gegeben?

Nichts, gar nichts! antwortete Jakob.

Lüge nicht, versetzte der Aeltere, wir haben gerauft.

Schon wieder? sagte die Alte, während sie sich ihrer Mantille, ihres Hutes und ihres Arbeitsbeutels entledigte, und warum habt Ihr gerauft?

Weil Jakob keine Raison annehmen will! antwortete der Aeltere.

Der Andere schleuderte ihm einen giftigen Blick zu und sagte: Von Dir nimmermehr!

Was hat er denn gethan? wandte sich die Mutter an Adam.

Dieser antwortete: Nichts hat er gethan,

und dieses Nichtsthun ist eben das Uebel. Kurz und gut, Mutter, Sie müssen hier ein Mittel treffen. Ich will mich nicht plagen, damit ein Anderer faulenzt. Für Sie will ich arbeiten, aber für Jakob nicht. Er soll nicht blos Geld ausgeben, sondern auch ein's in's Haus bringen. Den ganzen Tag herumvagabundiren, das kann Jeder, wenn andere Leute für ihn Geld verdienen.

Jakob schob die Schultern in die Höhe und machte eine Bewegung des Kopfes und eine Miene dazu, in welcher die Worte lagen: Du sprichst mir lange gut!

Die Alte sagte: Das ist eine schöne Bruderliebe von Dir, Adam. Ihr macht mir in meinen alten Tagen wenig Freude; das ist der Dank, wenn man Kinder großzieht!

Ich begreife nicht, Mutter, versetzte der Aeltere, warum Sie immer per „Ihr" sprechen. Liegt die Schuld an mir oder an Jakob? Wenn Sie es nicht über's Herz bringen können, ihn allein zu tadeln, so werde ich das Haus verlassen.

Das wirst Du nicht thun! versetzte die Mutter, ich will meine Kinder um mich haben, so lange ich lebe. Du bist noch nie ungehorsam gewesen, Du wirst es auch jetzt

nicht sein. Was Jakob betrifft, so werde ich ihm Gelegenheit verschaffen, das, was er braucht, auch zu verdienen. Jetzt gebt Euch die Hände und versöhnt Euch.

Die Brüder, welche an diese Versöhnungs-Ceremonie durch die häufige Anwendung derselben schon gewohnt waren, reichten sich die Hände und umarmten sich.

Dieser der Mutter gezollte Gehorsam entsprang bei Beiden aus sehr verschiedenen Quellen.

Adam gehorchte, wenn auch nicht aus Liebe, so doch aus Ehrfurcht, die er der Mutter gegenüber nie außer Acht ließ. Jakob that es aus Eigennutz; er wußte, daß er der Liebling der Mutter sei, die seine Scheu vor jeder ernsten Beschäftigung unterstützte und ihn in den Stand setzte, seinem Hange nach Nichtsthun fröhnen zu können.

Die Alte ihrerseits begünstigte den Jüngeren entschieden, vermied jedoch stets, mit dem Andern zu brechen, weil sie eben in seinem Fleiße eine ergiebige Quelle sah, wenn durch unvorhergesehene Fälle ihre Einnahmen versiegen würden.

Nachdem die Versöhnungsscene vorüber war, sagte die Mutter zu Jakob: Begleite mich hinaus, ich habe mit Dir zu sprechen.

Das ist nicht nöthig, Mutter, sagte Adam, ich werde Ihnen Platz machen; Einer geht leichter, als Zwei.

Auch gut! versetzte die Alte, komme jedoch bald zurück, denn, was ich mit Jakob zu sprechen habe, ist eine reine Geschäftssache.

Nachdem Adam sich entfernt hatte, sagte sie: Jakob, setz' Dich zu mir und laß uns einmal ein paar Wörtchen im Vertrauen sprechen.

Ich bin da, Mutter — sprechen Sie.

Vor Allem muß ich Dir sagen, daß Adam nicht so ganz Unrecht hat. Du brauchst zu viel.

Mein Gott! warf der Sohn geringschätzend ein, wie viel brauche ich denn?

Jedenfalls mehr als Du verdienst, und das ist schlimm. Was wirst Du thun, wenn ich heute oder morgen sterbe? Du kennst meine Vorliebe zu Dir, aber Du mußt sie nicht mißbrauchen.

Was wollen Sie also, Mutter? Was soll ich thun?

Ich werde Dir Gelegenheit geben, ein schönes Stück Geld zu verdienen.

Sie wollen doch nicht, daß ich im Taglohn arbeiten soll, so wie Adam?

Nein, das will ich nicht. Ich weiß, daß Du nicht dazu taugst.

Womit könnte ich aber sonst Geld verdienen?

Womit? Welche Frage! Für einen jungen schmucken Burschen gibt es schon noch Wege und Mittel genug, Geld zu verdienen.

Bei diesen langsam gesprochenen und stark betonten Worten machte Jakob ein paar große Augen. Er blickte seine Mutter starr an und sagte: Mutter, wenn ich Sie recht verstehe, so ist Ihr Vorschlag ein solcher, daß ich ihn nicht annehmen werde.

Du weigerst Dich schon im Voraus und weißt noch nicht —

Ich will nichts wissen von einem Geschäfte, bei dem meine Person in's Spiel kommt.

Deine Person? Was willst Du damit sagen?

Sie wissen schon, was ich meine! antwortete Jakob trotzig.

Angenommen, ich wüßte es, so frage ich Dich, warum Deine Person nicht in's Spiel kommen darf?

Weil meine Person nicht mehr mir allein gehört! versetzte Jakob dumpf.

Die Alte schlug eine Lache auf.

Jakob! rief sie, bist Du bei Trost? Du wirst doch nicht auf Leute Rücksicht nehmen, die uns nichts angehen?

Sie nicht, aber mich.

Ist das Dein Ernst, Jakob?

Mein voller Ernst.

Ist es also schon so weit gekommen, daß sie Dich so nahe angeht, daß Du auf sie Rücksicht nehmen mußt?

Jakob schwieg und blickte finster zu Boden.

Schon so weit, fuhr die Alte immer ernster werdend fort, daß sie auf Deine Person ein Recht hat?

Jakob gab abermals keine Antwort.

Wenn sich die Sache so verhält, sagte die Mutter, abbrechend, indem sie sich anschickte, dem Gespräch ein Ende zu machen, so werde ich nicht weiter in Dich dringen, sondern mich an Adam wenden; er ist zu klug, um die Gelegenheit nicht zu benützen.

Wie? Mutter! rief jetzt Jakob, Sie wollen wirklich —?

Ich will mit Adam sprechen, weil Du nicht mehr Herr Deiner Person bist.

Aber, entgegnete Jakob, bei dem die

Sucht nach Gewinn immer stärker zu werden begann, ich weiß ja noch gar nicht, um was es sich handelt?

Es handelt sich um eine Frauensperson, die Geld hat.

Jung oder alt?

Sie ist jung.

Hübsch?

Sie ist nicht häßlich.

Ledig oder verheiratet?

Sie ist ledig und ganz unabhängig; sie wohnt allein, hat keine Verwandten, keinen Freund und keinen Liebhaber.

Das ist nicht möglich!

Nicht wahr, es überrascht Dich? Und doch ist es so. Ich habe mich genau erkundigt, und du weißt, mich täuscht man nicht so leicht.

Und diese Person hat Geld?

So viel, daß sie, wenn auch etwas eingeschränkt — von den Interessen leben kann.

Also jedenfalls mehrere hundert Gulden?

Vielleicht nahe an Tausend!

Oh, oh! machte Jakob, indem er für die Sache immer wärmer zu werden begann; so viel? Ist das möglich?

Es ist gewiß!

Und diese Person?

Ich weiß nicht, warum Du nur um die Person frägst? frage lieber um's Geld.

Also dieses Geld?

Kann erworben werden!

Erworben? Auf welche Weise?

Wer die Sache unternimmt, muß zweierlei Eigenschaften haben. Erstens muß er ein schmucker Bursche sein.

Jakob strich sich kokett seine Haare, als ob er sagen wollte: „Das bin ich!"

Dann, sagte die Alte weiter, muß er arme Seelen erlösen können.

Jakob hielt dieses für einen Witz seiner Mutter, für eine grobe Zweideutigkeit und brach in ein freches Gelächter aus.

Lache nicht, sagte die Alte, was ich spreche, ist kein Scherz.

Der Andere sah die Mutter verblüfft an.

Es ist so, mein Lieber! Die Person wird freigiebig sein, wenn es gilt, arme Seelen zu erlösen.

Die gehört ja in's Narrenhaus! rief Jakob erstaunt.

Aber erst, bis wir ihr Geld haben.

Wie ist denn das möglich, daß man so Etwas glauben kann?

Das wird Dir gleich erklärlich sein, wenn ich Dir sage, daß diese Person in früherer Zeit, so lang sie noch jünger war, täglich zu den „Maria-Stiegnern" ging. Dort haben sie selbe so verrückt gemacht, ohne daß sie aber deshalb den Verstand verloren hätte.

Sie ist also sonst ganz gescheidt?

Bis auf die armen Seelen.

Meiner Treu! rief jetzt Jakob, die Person fängt an, mich zu interessiren!

Das war einmal ein kluges Wort von Dir, welches sich hören läßt. Meine Karten sagen mir immer die Wahrheit. Als ich die Person kennen lernte, habe ich mir Karten aufgeschlagen und gefunden, daß meinem jüngeren Sohne ein ungeheueres Glück bevorsteht. Siehst Du, Jakob, Du wirst glücklich sein. Du wirst Geld verdienen und Adam wird Dir nicht mehr den Vorwurf machen können, daß Du von seinem Verdienste zehrst.

Recht so, Mutter, Sie haben wahr gesprochen. An mir soll es nicht fehlen. Sie wissen, daß ich Alles durchsetze, was ich mir vornehme.

Was wird aber die Andere sagen, wenn sie erfährt —?

Eine leichte Wolke flog über Jakobs Stirne.

Das soll meine Sorge sein! sagte er nach einigem Nachdenken; ich werde sie schon zu beruhigen wissen.

Du willigst also ein?

Sehr gerne, liebe Mutter.

Bevor Du den ersten Gang zu ihr machst, werde ich sie noch einmal besuchen. Du mußt nämlich wissen, sie hält mich für eine abgebüßte Seele.

Mutter und Sohn lachten.

Na, sagte er, ich will ihr schon arme Seelen erlösen helfen, daß sie an mich denken soll. Aber Mutter, der Adam —

Wird erst dann von dem Geschäfte erfahren, wenn wir einen Gehilfen brauchen.

Glauben Sie, daß er sich herbeiläßt?

Wenn ich es befehle, wird er es thun. Er ist gewohnt, zu gehorchen. Jetzt aber hilf mir schnell aufräumen, denn später werde ich keine Zeit haben; es könnten Kunden kommen.

Mutter und Sohn suchten in den Stuben die Ordnung herzustellen.

Die Alte erwartete also für heute noch Besuche, die sie in ihrer Geschäftssprache „Kunden" nannte.

Der Abend machte mittlerweile der Nacht Platz.

Wir aber verlassen die Hütte noch nicht, denn sie soll heute der Schauplatz von noch einigen Scenen werden, die wir in den nächsten Kapiteln schildern wollen.

Außerdem hat diese Hütte besonderes Interesse für uns.

Wir fanden drei alte Bekannte in derselben.

So wie heut im ernstlichen Raufhandel trafen wir vor sechsundzwanzig Jahren die beiden Brüder, damals noch Knaben, katzbalgend auf dem Bette; damals war das Quartier ihrer Mutter noch auf dem Strozzischen Grund und die Frau, die jetzt alt und gebückt vor uns steht, war damals groß und kräftig und trieb das Gewerbe einer Wehmutter.

Christine Wolf ist — wie der Leser sich noch erinnern wird — ihr Name; die Nachbarn nannten sie — die Wolfin.

Zehntes Kapitel.

Die Kunden der Wolfin.

Die Nacht lagerte über die Residenz. Eine milde, aber mondlose Nacht.

Das Firmament tiefblau, war mit Sternen übersäet. Die kleinen Welten schimmerten wie Diamanten, die eine Herrscherkrone zieren.

Heraußen in der Vorstadt, bis wohin das Licht des Gases noch nicht gedrungen ist, brennen die ölarmen Leuchtwürmer, in so großer Ferne von einander aufgestellt, daß sie ganz vereinzelt dastehen, so wie die lichten Köpfe in einer dunkeln Zeit, oder wie die Tugend in einem lasterhaften Kreise.

Um jene Hütte in Erdberg, in deren Nähe wir weilen, war es bereits nachtstill geworden; die Schenken und Giftkneipen hatten sich geschlossen, die Fenster waren erblindet.

Nur von drüben herüber drang ein mächtiges Rauschen, es ist der heimathliche Strom,

der sich vorüberwälzt und den österreichischen Fleiß in ferne Länder trägt.

Fast möchten wir ihn beneiden, ihn, der so ungeberdig und in wilder Kraft dahinrauscht.

Aber nein, nein! Sein Beispiel ist gefährlich.

Er spricht zu offen und zu laut, er liebt das, was loyale Staatsbürger nicht lieben sollen — die Bewegung; ja, er übertritt sogar seine gesetzlichen Schranken und überfluthet wie ein ächter Revolutionär die ruhigen Gefilde.

Aber so wie andere irdischen Wesen, hat auch er seinen Still- und Ruhestand. Der nordische Gast braust einher und schlägt ihn in eisige Fesseln, die offene Sprache ist verstummt, die Bewegung an der Oberfläche hat aufgehört, aber unter dem Eise, im Herzen des Stromes, bis wohin keines Winters Macht dringen kann, da dauert sie fort. Wenn dann die Frühlingssonne kommt, so schmilzt die starre Kruste, der Eisstoß setzt sich in Bewegung und der Strom wird wieder frei.

Doch zurück zur Hütte.

Oben, wo von der Hauptstrasse ein Seitengäßchen herüberführt, hält ein Wagen.

Aus demselben steigt eine weibliche Gestalt, die tief verschleiert ist.

Ein Mann begleitet sie.

Beide nehmen ihre Richtung gegen die Hütte der Wolfin.

Während des Gehens sagt die Frau: Es ist wirklich ärgerlich, in der Nacht so eine Expedition zu unternehmen.

Das habe ich der Alten oft genug vorgestellt, antwortete der Mann, aber es war fruchtlos, sie ist von ihrer Einführung nicht abzubringen. „Ich gehe in kein fremdes Haus, sagte sie, wer mich braucht, der komme zu mir." Und dabei blieb sie. Ich bot ihr ein schönes Stück Geld, aber vergebens. Sie blieb fest dabei, daß sie keine Besuche mache, sondern nur empfange.

Die Verhüllte murmelte einige unverständliche Worte unter dem Schleier.

Bald darauf langten Beide bei der Hausthüre an. Sie war offen.

Man trat in den Hof.

Adam, der da auf einer Bank saß, kam ihnen entgegen und fragte: was sie wünschten?

Ich habe mit Madame Wolf zu sprechen! antwortete die Verschleierte.

Dann belieben Sie dort — er wies auf die Thüre, welche in die Hinterstube führte — einzutreten, und der Herr möge heraußen warten, bis Sie zurückkommen

Dies geschah. Die Frau trat ein.

Die Hinterstube, welche von der Wolfin blos verwendet wurde, um dort ihre „Kunden" zu empfangen, war diesem Zwecke entsprechend hergerichtet.

Eine große Lampe, mit einem Milchglase überwölbt, stand in der Mitte eines runden, schwarz politirten Tisches, an welchem sich ein kurzes Sopha und zwei Fauteuils befanden.

Einige Schränke und Bilder machten das übrige Ameublement der Stube aus.

Der Boden war mit Teppichen belegt, die Fenster durch rothe Vorhänge geblendet.

Die Wolfin, mit einer Brille auf der Nase, saß auf dem Sopha.

Sie war ganz schwarz gekleidet, die Haube nicht ausgenommen.

Als die Frau eintrat, sagte die Alte kurz: Ich bitte, nehmen Sie ohne Umstände Platz.

Sie wies auf ein Fauteuil.

Die Frau ließ sich nieder.

Ihre ganz ordinäre Kleidung, hie und da sogar zerrissen, ließ vermuthen, sie gehöre der niedersten Schichte des Bürgerstandes an.

Der Schleier, der noch immer ihr Antlitz deckte, war ein ganz ordinärer Stoff, dem seine heutige Bestimmung fremd war.

Geben Sie Ihren Schleier zurück, sagte die Alte.

Muß ich das?

Freilich müssen Sie es. Wenn ich auch Diejenigen, mit denen ich verkehre, nicht kenne, so muß ich doch ihr Antlitz sehen. Es ist dies ein unerläßliches Erforderniß.

Die Angeredete warf den Schleier zurück.

Eine junge, hübsche blonde Frau saß vor der Wolfin.

Diese hatte kaum einen flüchtigen Blick auf sie geworfen, als sie zusammenzuckte.

Sie nahm rasch ein kleines Büchelchen zur Hand, — es war an ihrer Seite auf dem Sopha gelegen — und begann in demselben zu lesen, oder that wenigstens, als ob sie lese.

Die junge Frau beobachtete sie unausgesetzt.

Die Wolfin wandte keinen Blick von dem Buche.

Wer in diesem Augenblicke ihre Gedanken gekannt hätte!

In der Stube herrschte eine unheimliche Stille.

Diese wurde von der Alten unterbrochen.

Wie ist Ihr Name? fragte sie.

Und als sich die junge Frau besann, setzte sie hinzu: Ich benöthige blos den Taufnamen zu wissen.

Ich heiße Sidonie.

Die ehemalige Hebamme machte eine Bewegung mit dem Kopfe, als ob sie hätte sagen wollen: „Das habe ich erwartet!"

Was wünschen Sie von mir? fragte die Wolfin weiter.

Die junge Frau sah sie erstaunt an und erwiederte in einer Weise, die mit ihrer ordinären Kleidung sehr kontrastirte: Mein Gott! Sie fragen noch? Sie können sich doch leicht denken, was man ungefähr wollen mag, wenn man zu Ihnen kommt.

Freilich kann ich mir's denken, aber es ist Grundsatz bei mir, mich von Denjenigen, die meine Kunst in Anspruch nehmen, wörtlich auffordern zu lassen. Wer nicht zu mir kömmt und mich nicht auffordert, dem diene ich nicht. Es hat seine guten Gründe, die Sie sich leicht denken können.

Nun denn, so bitte ich Sie, mir die Karte zu legen! sagte die junge Frau mit entschiedener Würde.

Die Wolfin brachte ein Spiel Karten auf den Tisch und begann dasselbe zu mischen.

Da die Blätter schon etwas abgenützt waren, so ging dies ein wenig langsam vor sich.

Nach einer Weile setzte sie das Kartenspiel vor ihre „Kundschaft" hin und sagte: Ich bitte, gnädige Frau, heben Sie ab.

Die junge Frau wurde etwas betroffen und sagte: Wie kommen Sie dazu, mich mit „gnädige Frau" zu tituliren?

Die Wolfin sah sie mit einem starren Blicke an und versetzte langsam: Mich täuscht keine Hülle. Ich weiß, wen ich vor mir habe. Ich gebe Ihnen den Titel, den Ihnen die Welt gibt, und wenn die Welt betrogen ist, mag ich es auch sein. Ich bitte also, gnädige Frau, heben Sie ab.

Die Dame, welche sich Sidonie nannte, wurde verlegen, doch willfahrte sie dem Wunsche.

Die Wolfin begann dann zum zweiten Male die Blätter zu mischen und ließ sie abermals und hierauf ein drittes Mal abheben.

Nachdem dies geschehen war, wendete sie sich zu der jungen Frau und sagte mit scharf markirtem Tone: Wünschen Sie aus den Karten die Vergangenheit oder die Zukunft zu erfahren?

Sidonie wurde jetzt betroffen und wechselte die Farbe. Sie hatte Mühe, sich zu fassen.

Lassen Sie die Vergangenheit, stotterte sie, die Vergangenheit kenne ich, ich will die Zukunft wissen, die mir ein Geheimniß ist.

Also die Zukunft! versetzte die Alte, indem sie ihre Brille zurecht schob.

Hierauf nahm sie das Spiel Karten in die Linke und begann mit der Rechten ein Blatt nach dem andern abzuziehen und, mit dem Bilde aufwärts gekehrt, sorgfältig eines an das andere zu reihen.

Sie legte zuerst acht Blätter in horizontaler, dann an jedem Ende zweimal sieben in vertikaler Linie, diese beiden Linien verband sie unten abermals durch eine horizontale, so daß ein Quadrat entstand, welches acht und zwanzig Blätter enthielt. Von den noch übrigen vier Blättern legte sie, und zwar in die Mitte des Viereckes, zwei und zwei neben einander.

Die Wolfin betrachtete einige Augenblicke die Karten, hierauf sagte sie: Bevor ich Ihnen den Sinn der Karten offenbare, muß ich Sie ersuchen, mich für meine Kunst zu bezahlen.

Ich will doch nicht hoffen, daß Sie mir mißtrauen, Madame? sagte Sidonie mit einem Tone, der deutlich genug zeigte, daß sie sich verletzt fühle.

Gott bewahre! versetzte die Kartenschlägerin, wer wird denn einer solchen Dame, wie Sie sind, mißtrauen? Aber es hat sich schon öfter ereignet, daß Frauen, als ich ihnen den Sinn der Kartenlage deutete, in Ohnmacht fielen und bewußtlos von ihren Begleitern in Empfang genommen wurden, wobei ich in die Lage kam, auf meinen Verdienst Tage oder gar Wochen lang warten zu müssen, was mir in meinen Verhältnissen keineswegs gleichgültig ist.

Sidonie reichte ihr Geld und sagte dabei mit fast zitternder Stimme: Mein Himmel! Sie werden mir doch nichts so Schreckliches zu verkünden haben?

Wir wollen sehen! entgegnete die Wolfin kurz, indem sie das Geld in die Tasche schob.

Hierauf erhob sie ihre Augen zur Lampe, drehete eine Schraube derselben zweimal um,

wodurch das ausströmende Licht beinahe verdoppelt wurde.

Es schien, als hätte die Prophetin die Absicht, der jungen Dame ihre Zukunft in einem klaren Lichte zu zeigen.

Nachdem dies geschehen war, begann die Alte die Karten zu studiren.

Nach einem für Sidonie peinlichen Schweigen nahm sie bedächtig das Wort: Welch' ein Zufall — hier in der Mitte links liegt die Herz-Dame, das sind Sie, gnädige Frau. — Die Ecken des Vierecks sind sämmtlich roth — roth bedeutet Freude — aber die Freude bildet die äußerste Spitze — sie ist zu weit von Ihnen. — Sie werden sie kaum erreichen. Etwas näher finde ich die Könige — diese bedeuten Ehre — ja, ja, — Ehre ist da — aber welch' ein trüber Umstand — auch die Buben sind nicht ferne — diese bedeuten Schande. — Ich möchte fast sagen, Ehre und Schande reichen sich hier die Hand. — Die Carreau sind Ihnen treu — sie bedeuten Reichthum. Ich finde also Ehre, Geld und dennoch auch Schande. — Mein Gott — welch' eine sonderbare Fügung! — Sehen Sie, gnädige Frau, dieses schwarze Aß, Ihnen zur Linken, liegt im Viereck der

Herzdame am nächsten und Dieses bedeutet — doch, Sie werden mir erlassen, es Ihnen zu sagen.

Die junge Frau hatte mit einer Gier zugehört, als ob die Verkündigungen der Kartenaufschlägerin unumstößliche Wahrheiten wären; ihre Theilnahme gab sich durch Bewegungen kund, die bald in einem leisen Beben, bald aber in jenen momentanen Zuckungen bestanden, die den menschlichen Körper bei unerwarteten Nachrichten elektrisiren.

Als die Wolfin plötzlich inne hielt und mit der weiteren Profezeihung zögerte, wurde Sidonie leichenblaß und stotterte: Warum fahren Sie nicht fort?

Erlassen Sie mir das Folgende! sagte die Wolfin.

Warum denn?

Weil nicht alle Menschen Alles anzuhören im Stande sind.

Mein Gott! stammelte die junge Frau, sprechen Sie nur, sprechen Sie!

Sie zog ein Fläschchen hervor und stärkte sich, indem sie mehrmals dazu roch.

Ich bitte Sie, gnädige Frau, wünschen Sie nicht, es zu erfahren.

Ich will — ich will! preßte Sidonie mit Mühe hervor.

Sie werden es bereuen! drohte die Wolfin.

Nein, nein — nur weiter —

Ich bitte Sie nochmals, dringen Sie nicht in mich.

Je länger der Widerstand der Alten währte, desto hartnäckiger wurde Sidonie.

Ich will es, sagte sie, zögern Sie nicht, ich bin gefaßt genug, Alles zu hören.

Sie wollen es unbedingt? sagte die Wolfin, in diesem Falle bleibt mir nichts übrig, als mich zu fügen.

Das schwarze Aß, fuhr sie dann, die Blätter betrachtend, langsam fort, bedeutet Unglück. — So wie das Aß der Herzdame, so ist auch das Unglück Ihnen am nächsten — neben dem Aß liegt Herzsieben, diese Karte bedeutet Jugend — Sie werden also durch Jugend ins Unglück kommen — durch eine junge Person — ob Mann oder Weib — weiß ich nicht — aber eine junge Person wird es sein. — Unter den drei Karten in der Mitte des Viereckes der Herzdame zunächst liegen seltsamer Weise zwei Zehner. Dieses bedeutet, daß die Zahl Zehn in ihrem Leben eine Rolle spielen wird, und wenn ich erwäge, daß beide Zehner schwarz sind, so wie jenes Unglück verheißende Aß, so schließe ich daraus, daß die Zahl Zehn die Quelle Ihres Unglückes sein wird.

Die junge Frau verfolgte diese Mittheilung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit unter stetem Herzklopfen.

Als die Wolfin schwieg, schöpfte Sie schwer Athem und sagte: Ihre Verkündigung ist für mich nicht so beunruhigend, als Sie mich glauben machen wollten. Ich finde aus meinem ganzen Leben die Zahl Zehn nicht heraus, sehe daher nicht ein, wie so sie mir Unglück bringen kann.

Und dennoch, sagte die Alte, sprechen die Karten so — wenn sie lügen, desto besser für Sie!

Außerdem, bemerkte die junge Frau, ist die Verkündigung eines Unglückes wohl schlimm, aber doch noch nicht das Schrecklichste. Wie viele Unglücksfälle muß nicht mancher Mensch ertragen und er behauptet sich am Ende doch auf seinem Platze. Es frägt sich also, welche Folgen wird jenes mir verkündigte Unglück haben, welchen Einfluß wird es auf mein ferneres Leben üben?

Auch das, versetzte die Wolfin mit dumpfen Tone, verkünden die Blätter.

Auch das? rief jetzt Sidonie, indem ihr der Schreck in alle Glieder fuhr.

Ihre Rede, welche Sie mehr sich zum

Trost als die Andere zu überzeugen sprach, hatte jetzt die ganze beruhigende Wirkung verloren.

Sie saß also wieder vor den verhängnißvollen Blättern, deren Bedeutung bisher wenig Gutes versprochen hatte.

Und doch, was sie auch immer Böses gehört hatte, sie wollte auch das Letzte vernehmen. So mächtig war der Drang, die Zukunft enthüllt zu sehen in ihrer Seele, daß sie selbst das letzte Wort der Karten hören wollte.

Wohlan, sagte sie mit zagender Stimme, fahren Sie fort.

Wie? rief die Kartenkünstlerin, Sie wollen —

Ich will Alles wissen. —

Nimmer mehr! —

Sie müssen.

Aber gnädige Frau, bedenken Sie —

Ich habe bedacht. Fürchten Sie nicht, mich zu erschrecken. Sehen Sie mich nur an. Ich bin ja ruhig. Wo ist die Karte, in welcher der schwere Spruch liegt.

Es ist diese vierte Karte in der Mitte des Viereckes.

Ah so — diese Karte ist Treff-Acht. —

Ein fürchterliches Blatt! —

Oh, Sie erschrecken mich nicht, sagte Sidonie, indem sie alle ihre Kraft zusammenraffte, um sich ruhig und gefaßt zu zeigen, sprechen Sie nur.

Sie wollen also wirklich —

Ob ich will! rief die junge schöne Frau sich zum Lächeln zwingend, freilich will ich, darum sagen Sie, was bedeutet dieses Blatt für mich?

Die Wolfin sah scheu um sich, dann, als fürchtete sie selbst das laute Aussprechen des verhängnißvollen Wortes, zog sie Sidonie an sich und lispelte ihr Etwas ins Ohr.

Ein gräßlicher Schrei aus dem Munde der jungen Frau erschütterte die Stube.

Wie von einem Mechanismus in Bewegung gesetzt, schnellte es sie starr und steif vom Sitz auf, dann sank sie wie ein lebloser Klumpen in das Fauteuil zurück und lag zusammengebrochen und geknickt in Ohnmacht.

Die Wolfin stürzte zur Thüre und rief nach Adam — dieser eilte herbei. —

Sidonie wird von ihm und der Mutter in den Hof gebracht — dort tritt der Begleiter der jungen Frau an die Stelle der

Wolfin und er und Adam führen oder tragen vielmehr die bewußtlose Frau zu dem Wagen.

Auf dem Wege begegneten sie einer Gruppe von vier Personen, die ihnen gerade entgegen kamen.

Diese bestand aus zwei Männern und zwei Frauen.

Als beide Gruppen an einander vorübergingen, denn die Straße ist nicht breit, blieben die Vier neugierig stehen, um den Dreien nachzusehen.

Die eine von den beiden Frauen zog die Andere fester an sich und lispelte ihr zu: Sie werden es kaum glauben, was ich Ihnen jetzt sage, aber ich täusche mich nicht, ich habe zu gute Augen. Die Frau, welche man eben vorübergetragen hat, war: die — Baronin von Rottenheim.

Die Andere stieß ein verwunderungsvolles „Ah!" aus.

Die Gruppe stand vor der Thüre, welche in die Hütte der Kartenaufschlägerin führte.

Eilftes Kapitel.

Die weiteren Kunden der Wolfin.

Der geneigte Leser wird in den vier Personen, welche nun bei der Hütte der ehemaligen Wehemutter anlangten, ohne Mühe Bekannte entdecken.

Die beiden Frauen sind Henriette und Gabriele, die beiden Männer Herr Valentin Spießer und der sechzehnjährige Hugo, den seine Mutter „Mein Baron" nannte.

Bevor die Vier in den Hof traten, sagte Valentin zu seiner Gattin: Henriette, Du hast wohl gesehen, daß man jene Frau aus diesem Hause heraus getragen hat?

Ich habe es gesehen. Was liegt aber daran?

Und Gabriele setzte geringschätzend hinzu: Als ob in diesem Hause einer Frau nicht unwohl werden dürfte!

Es ist jedenfalls sehr auffallend, bemerkte Valentin schüchtern.

Am Ende fürchten Sie sich gar, versetzte Frau Walker lachend, glauben Sie nicht, in eine Räuberhöhle gerathen zu sein?

Ach, sagte jetzt der kleine Baron, eine Räuberhöhle, das wäre romantisch!

Da, Herr Spießer, sagte jetzt die glückliche Mutter, nehmen Sie sich ein Beispiel an meinem Baron. Ganz so wie sein Vater. Voll Feuer und Muth! Stechen, Hauen, Schlagen waren seine Passionen.

Ich danke! versetzte Valentin darüber beleidiget, daß ihm ein sechzehnjähriger Junge als Muster hingestellt wurde; ich kann mich auf dergleichen nicht einlassen; einem Bürgerlichen bekommen adelige Passionen selten gut.

Er glaubte mit diesen spitzen Worten die Dame zu beleidigen; allein da kannte er Frau Walker schlecht.

Sie lächelte und erwiederte: O mein Bester, Sie sind im Irrthume. Wer adelig denkt, kann adelige Passionen haben. Bei Pfahlbürgern ist davon freilich keine Rede.

Henriette, um den Wortwechsel nicht anschwellen zu lassen, mischte sich in die Rede, und sagte: Treten wir nicht ein? Warum bleiben wir vor dem Hause stehen?

Ich wollte die Rückkunft jenes Mannes abwarten, versetzte Gabriele, um zu erfahren, was mit der Frau geschehen sei? Seien wir ruhig, ich höre Tritte, er wird es sein.

Adam kam wirklich daher.

Ich bitte, wandte sich Gabriele an ihn, wohnt hier die alte Frau, welche Karten aufschlägt?

Adam versetzte: Hier wohnt meine Mutter, Christina Wolf. Belieben Sie nur in den Hof zu treten.

Sie halfen vorhin eine Dame zu ihrem Wagen führen? fragte Henriette. —

Sie war bei der Mutter, antwortete der ältere Sohn der Wolfin, und da wurde ihr plötzlich unwohl.

Sie hat wahrscheinlich etwas Unangenehmes erfahren? sagte Gabriele.

Valentin kehrte sich zu seiner Gattin und sagte: Henriette, ich will hoffen, daß Du Dich nicht solcher Gefahr aussetzen wirst?

Sei außer Sorge, erwiederte die kleine Brünette schnippisch, ich bin ja blos Begleiterin.

Wollen sich die Damen nur in jene Stube begeben, die Herren werden die Güte haben, heraußen zu warten.

Henriette, ich bitte Dich, komme bald zurück, lispelte Valentin seiner Gattin zu.

Die beiden Frauen verschwanden durch die rückwärtige Thüre.

Valentin machte einen Gang durch den Hof. Er that dieß in der Absicht, um durch die Fenster der Hinterstube, welche hieher mündeten, zu spähen. Die dichten, rothen Vorhänge verwehrten aber jeden Einblick, nicht einmal einen Schatten gewahrte er.

Was doch die Weiber für Grillen haben! murmelte er, gehen da heraus in der Nacht, um sich von einem alten Weibe die Karten legen zu lassen. Henriette wäre nie auf den Gedanken gekommen, wenn die verdammte Walker ihr nicht in den Ohren gelegen hätte. Diese Frau weiß vor Uebermuth und Langeweile nicht, was sie thun soll. Ich habe es ja gleich gesagt, das ist keine Gesellschaft für die Gattin eines ehrsamen Bürgers; aber was soll ich thun? Ich will meine Gattin nicht reizen, denn ein boshaft gewordenes Weib ist zu Allem fähig.

Während Valentin auf- und abging und seinen Gedanken nachhing, hatte sich der kleine Baron an Adams Seite niedergelassen und mit ihm ein Gespräch begonnen.

Die Unterhaltung währte aber nicht lange, denn die Ankunft noch eines Mannes störte sie.

Jakob kehrte heim. Die Sperrstunde der Schenke hatte ihn dazu gezwungen.

Sein etwas unsicherer Gang beurkundete, daß er des Guten zu viel gethan, oder wie der Wiener sagt, „etwas zu stark aufgeladen" habe.

Als er der Bank nahe gekommen war, sagte er mit schwerer Zunge: Was sind das für eine Menge Leute im Hofe?

Adam versetzte: Ich sehe hier im Hofe außer mir nur zwei Personen, Du siehst heute wahrscheinlich Alles doppelt oder dreifach.

Heute doppelt — rief der Trunkene, o nein, heute seh ich Alles rosenfarbig. Hast mich verstanden, Du Stubenhocker?

Es war sehr nothwendig, daß Du dich wieder vollgesoffen hast! bemerkte der Andere.

Wer hat dagegen Etwas einzuwenden? lallte Jakob, vielleicht Du — oder vielleicht gar Der da?

Er machte eine plötzliche Wendung gegen Valentin, der sich ihm neugierig genähert hatte.

Der Bürger trat rasch einen Schritt zurück.

Ich? antwortete er erschreckt? was sollte ich einzuwenden haben?

Also Sie sind Derjenige? stammelte Jakob, Sie wollen mir befehlen? —

Fällt mir nicht ein, sagte Valentin, indem er wieder einen Krebs-Schritt machte.

Was haben Sie sich in meine Verhältnisse zu mischen?

Was hat der Mensch nur mit mir?

So oft Valentin retirirte, ging ihm der Trunkene immer wieder an den Leib.

Sie kommen mir heute just recht. Heute bin ich g'stellt. Heute muß gerauft werden.

Ich danke Ihnen recht schön, rief Valentin, wenn Sie g'stellt sind, ich bin ganz und gar nicht g'stellt. Raufen Sie nach Belieben, aber lassen Sie mich ungeschoren.

Adam wollte sich erheben, um sich in's Mittel zu legen, allein der kleine Baron, der diese Scene mit eben so großem Behagen als Interesse verfolgte, lispelte ihm zu: Ich bitte Sie, lassen Sie sie ein wenig an einander kommen. Ich sehe einer Rauferei sehr gerne zu. Sie müssen nämlich wissen, dieser Herr ist der Mann der kleinen Frau drinnen und ist, wie die Mutter sagt, sehr eifersüchtig. Darum ging er heute mit. Es schadet ihm nicht, wenn er ein wenig „gedoppelt" wird.

Adam lächelte und blieb sitzen.

Jakob war indessen immer auf seinen Gegner losgegangen, während dieser im Kreise retirirte.

Ungeschoren! stammelte der Trunkene bei diesem Manöver, ich soll ihn ungeschoren lassen, — nein — nein — heute muß gerauft werden — heute bin ich dazu aufgelegt. —

Verdammt! murmelte der Bürger, das hat man, wenn man den Weibern nachgiebt. Das verfluchte Kartenaufschlagen —

Was? stotterte Jakob, der diese Worte auffing, Sie schimpfen über die Kunst meiner Mutter? — Man hörte es ihm an, er war froh, einen Vorwand gefunden zu haben, um dem Andern an den Leib gehen zu können — Das fordert Rache, Rache! —

Der kleine Baron lachte auf.

Valentin und Jakob hatten indessen eine Kreis-Promenade gemacht, so wie ungefähr Hund und Katze, bevor sie an einander gerathen.

Während der Eine immer „Rache“ rief, suchte ihn der Andere immer zu besänftigen indem er sagte: Aber, ich bitte Sie, mäßigen Sie sich doch, Sie sind ja ganz exaltirt. Es

war ja nicht so gemeint, lassen Sie mich nur in Ruh.

Plötzlich machte Jakob einen Sprung, stand dicht vor Henriettens Gatten und faßte ihn an der Brust.

Lassen Sie mich los, keuchte der Bedrohte, oder ich mache einen Spektakel, daß die ganze Nachbarschaft zusammen laufen wird.

Um Diesem vorzubeugen, eilte Adam hinzu, riß seinen Bruder zurück und sagte mit ernstdrohender Stimme: Nimm Dich in Acht, dieser Herr kam mit einer der Damen, welche sich drinnen bei der Mutter befinden.

Das ist mir gleichviel! gegenredete der Trunkene.

Oho! rief jetzt der kleine Baron, der nun auch wie ein junger Dachs herbeisprang, da werden wir auch dabei sein. Jene Dame ist mit meiner Mama gekommen; wer sie beleidigt, beleidigt meine Mama, und wer meine Mama beleidigt, beleidigt auch mich.

Was will dieser Knirps? lallte der Trunkene.

Dieses Wort war kaum über seine Lippen gekommen, so machte der sechszehnjährige Knabe einen Sprung, hing ihm im Nu rück-

wärts im Nacken und riß ihn mit sich zu Boden.

Alle Wetter! rief Valentin, das war schnell.

Jetzt helfen Sie rasch, sagte Adam, jetzt müssen wir ihn binden, sonst mißhandelt er den jungen Herrn und begeht im Trunke fürchterliche Exzesse.

Bei dem Worte „Exzeß“ überkam den Eifersüchtigen eine entsetzliche Angst, er warf sich nun ebenfalls auf den mit Händen und Füßen fechtenden Jakob.

Adam war im Nu mit einer Leine bei Hand.

Nicht binden — nicht binden! stammelte Jakob, als er seine beiden Füße in der Schlinge fühlte.

Wenn Du nicht still bist, versetzte der ältere Bruder, so wirst Du vollkommen geknebelt.

Diese Drohung wirkte.

Der Trunkene verhielt sich in so ferne ruhig, daß er seine Anstrengungen, sich von den Fesseln zu befreien, ohne Geräusch machte und nur zuweilen ein tiefes Stöhnen und Grunzen hören ließ; aber seine Mühe blieb vergebens, Adam hatte ihn, wie der Wiener sagt, „solid gebandelt.“

Als die Arbeit gethan und Jakob zur Seite getragen war, begaben sich die Andern zur Bank zurück.

Sie haben da einen saubern Herrn Bruder, sagte der kleine Hugo zu Adam, Sie scheinen das Manöver mit dem Binden bei ihm schon öfter angewendet zu haben?

So oft er trunken ist und Raufhändel sucht, lautete die Antwort.

Und wie lange lassen Sie ihn dann gewöhnlich in diesem Zustande?

Bis er sich ausgeschlafen hat.

Das ist eine angenehme Situation.

Ja, dachte Valentin, es ist überhaupt das Ganze eine hübsche Situation: statt zu Hause ruhig auf weichem Flaum zu liegen, muß ich mich hier mit Trunkenbolden herumraufen und warum? Weil es meiner Frau beliebt hat, eine Freundin zur Kartenaufschlägerin zu begleiten. O, das soll mir in Zukunft nicht wieder begegnen. Dergleichen Freundschaftsdienste soll sich meine Gattin aus dem Kopfe schlagen.

Hören Sie, wendete er sich jetzt zu Adam, die Geschichte da drinnen währt etwas lange.

Lange? Warum nicht gar! Sie sind ja noch keine Stunde hier.

Ich bitte Sie, es muß ja schon bald Mitternacht sein.

Das ist gut. Was die Blätter um Mitternacht zeigen, geht um so sicherer in Erfüllung.

Valentin schauderte.

Die Erinnerung an die Mitternacht jagte ihm die Ganshaut über den Rücken.

Er drückte sich enge an den jungen Baron.

Stillschweigen trat ein.

Wir gewinnen nun Muße, abermals in die Hinterstube zu treten.

Die Wolfin sitzt noch so wie früher auf dem Sopha.

Die beiden Frauen haben in den Fauteuils Platz genommen.

Gabriele war bereits befriediget.

Die Alte mischte eben die Karte.

Ich bin ganz zufrieden, sagte die Mutter der drei verschiedenväterigen Söhne, die Karten haben mir nichts Schlimmes gesagt. Mir steht kein Unglück bevor! Was braucht der Mensch mehr? Kleine Verdrießlichkeiten! Du lieber Herrgott, wer kann diesen ausweichen? Jetzt wollen wir sehen, liebe Kleine, was Sie erfahren werden?

Die Kartenschlägerin reichte Henrietten die Blätter zum Abheben.

Bevor Sie die Karten berühren, wollen Sie mir Ihren Namen sagen.

Henriette Spießer.

Die ehemalige Hebamme machte eine Bewegung, die ihre Ueberraschung verrieth.

Um diese zu bemänteln, sagte sie: Es hätte nur Ihres Taufnamens bedurft, der Familienname war überflüssig.

In schwere Gedanken versunken, mischte sie das Spiel und ließ dann Henriette noch zweimal abheben.

Dann sagte Sie: Ich bitte, ziehen Sie eine Karte.

Henriette zog die Coeur-Acht.

Nicht übel, sagte die Kartenschlägerin, Coeur bedeutet Freude, Heiterkeit, schöne Zukunft. Ich werde jetzt die Blätter auflegen. Coeur-Dame sind Sie. Coeur-König stellt Ihren Mann vor. Coeur-Bube ist ein Liebhaber. Die Lage der Blätter wird zeigen, ob dieser Liebhaber existirt oder nicht. Ich fange also an.

Mit derselben Behuthsamkeit wie früher legte sie auch jetzt die Blätter, jedoch bildete sie aus dem ganzen Spiele eine andere Figur. Sie legte nämlich vier Reihen, jede zu sieben und die noch übrigen vier Blätter unten.

Alle drei Frauen waren im Anschauen der Blätter vertieft, es ließ sich kaum entscheiden, welche von ihnen aufmerksamer war.

Nach einer Weile nahm die Wolfin das Wort.

Die Karte spricht diesesmal viel, sagte sie, sehr viel. Sehen Sie nur, Madame, Coeur-König ist in der vierten Reihe unten, Coeur-Dame in der zweiten Reihe oben, dazwischen liegt ein schwarzes Blatt, Treffneun, dies bedeutet, daß zwischen Ihnen und Ihrem Manne kein freundliches Einverständniß herrscht, die Schuld daran scheint an zwei Figuren zu liegen, die Sie hier sehen.

Da unten ist die Pique-Dame, ein Frauenzimmer, welches zu Ihrem Manne in einer nahen Beziehung steht und in diesem Augenblicke doch von ihm entfernt ist, was die Carreauzehn andeutet. Diese Person wird Ihnen noch sehr viel Verdruß verursachen, denn wie Sie bemerken, sind zwischen Ihnen und ihr zwei schwarze Blätter, welche diesen Sinn an der Stirne tragen.

Und wer ist diese Person? fragte Henriette, die der Prophezeihung der Kartenschlägerin mit fast anstrengender Aufmerksamkeit gefolgt war.

Wer sie ist? Das vermag ich aus dem Blatte nicht herauszufinden. Ich weiß auch nicht, ob sie eine Bekannte, eine Freundin, Geliebte oder Verwandte Ihres Gatten ist, aber das lese ich, daß sie zu ihm in naher Beziehung steht, in irgend einem Verhältnisse, welches anzugeben ich nicht vermag. Die zweite der Figuren, die an der Unzufriedenheit in Ihrer Ehe Schuld trägt, ist der Coeur-Bube in Ihrer Nähe; wie ich schon vorher bestimmt, so sehe ich in ihm Ihren Liebhaber. Die Lage — er befindet sich nämlich im Blatte in Ihrer Nähe — so wie der Umstand, daß Sie hier von ihm nur durch ein rothes Blatt getrennt sind, deuten mir an, daß Sie, Madame, wirklich einen Liebhaber haben.

Henriette machte ein langes: Oh, oh! als ob sie hätte sagen wollen: Das ist nicht wahr.

Ich bitte Sie, Madame, nicht zu vergessen, sagte die Alte, daß man vor dem Beichtvater, dem Doktor und vor der Kartenschlägerin keine Geheimnisse haben darf.

Ich sage Ihnen aber, bemerkte Henriette mit eigensinniger Festigkeit, daß ich keinen Liebhaber habe.

Wenn Sie wirklich keinen haben, versetzte die Wolfin, dann stehen Sie auf dem Punkte, Einen zu bekommen und zwar einen Mann, der jung und hübsch ist; diese beiden Eigenschaften, so wie seine feurige Liebe zu Ihnen zeigen die vier rothen Karten an, von denen er umgeben ist. Madame, eine Karte, die so deutlich spricht, kann nicht täuschen, ich wiederhole also nochmals, daß ein Geliebter da sein muß, obwohl es auch möglich ist, daß zwischen ihm und Ihnen noch keine Erklärungen vorgefallen sind. Sie werden nun neugierig sein, etwas Näheres über das Verhältniß zwischen Ihrem Gatten und Ihrem Liebhaber zu erfahren?

Die beiden Zuhörerinnen wurden jetzt auf's Höchste gespannt.

Die Wolfin fuhr fort: Auch darüber spricht sich die Karte aus. Es ist auffallend: Wenn ich nicht selbst so großes Vertrauen in meine Karten setzte, ich würde es kaum glauben, aber es ist so. Sehen Sie das Coeur-Aß zwischen den beiden Figuren, es deutet an, daß das Verhältniß zwischen Ihrem Gatten und Ihrem Liebhaber ein mehr freundliches als feindliches ist.

Henriette schüttelte den Kopf.

Ei, ei, sagte die Prophetin, Ihr verneinendes Kopfschütteln hat Sie verrathen. Es gibt also wirklich außer Ihrem Gatten einen Mann, für den Sie sich interessiren und der mit Ihrem Gemal in diesem Augenblicke vielleicht auf keinem freundlichen Fuße steht. Das macht aber nichts. Ich beharre dennoch bei der Aussage meiner Karten. Was nicht ist, kann noch werden, und da meine Karten nie lügen, so muß jenes Verhältniß ehestens zu Stande kommen.

Ich bin neugierig! bemerkte Henriette lächelnd.

Daran, sagte Gabriele zu ihr, dürfen Sie gar nicht zweifeln, ich meines Theils glaube an die Karten, wie an etwas, was gar nicht fehlen kann.

Angenommen, wendete sich jetzt die kleine Brünette zur Kartenlegerin, es wäre dem so, angenommen, es geschähe Alles in der Weise, wie Sie mir sagten, was dann?

Wie verstehen Sie diese Frage?

Ich meine, was verkünden die Karten weiter?

Die Wolfin überflog abermals die Blätter und sagte: Ich finde hier keine weitere Angabe. Ueber die Zukunft jener Verhältnisse,

die sich gestalten werden, ist hier gar nichts ausgesprochen. Die Lage der übrigen Karten ist der Art, daß man ihnen keinen fernern Sinn unterlegen kann, als den, welchen Sie schon wissen.

Ich meine, sagte Gabriele zu ihrer Freundin, Sie können, so wie ich, mit dem Ausspruche ganz zufrieden sein.

Ich bin es auch, versetzte Henriette, sind Sie zu Ende, Madame?

Die Wolfin nickte.

Dann gehen wir.

Die Damen erhoben sich.

Da die Bezahlung schon früher erfolgt war, so verließen sie mit einem freundlichen Gruße die Stube.

Die Alte blieb zurück.

Als die Frauen in den Hof traten, kamen ihnen Valentin und der kleine Baron entgegen.

Dem Himmel sei es gedankt, daß Du da bist, sagte der Erstere zu seiner Frau, das war ein abscheulicher Abend. —

Wären Sie zu Hause geblieben! sagte Madame Walker.

Henriette gab ihm keine Antwort.

Mama, Mama, rief der kleine Baron, ich habe gerauft, ich habe einen Trunkenen zu Boden geworfen und dann haben wir ihn geknebelt.

Du bist ja ein ganzer Held, versetzte die entzückte Mutter, hierauf sich zu dem Andern wendend, da haben Sie es, ich habe es ja immer gesagt, ganz so wie sein Vater, da sieht man halt gleich das edle Blut: raufen, kämpfen, jagen, lauter noble Passionen! Jetzt aber machen wir, daß wir zum Wagen kommen.

Die Gesellschaft eilte aus dem Hofe.

Die Wolfin war allein in der Hinterstube zurückgeblieben.

Den Kopf in die rechte Hand gelegt, saß sie nachdenkend da.

Das waren einmal ordentliche Besuche; sagte sie bei sich, der Wind hätte sie nicht hübscher zusammenwehen können. O, welch eine schöne Aussicht thut sich vor mir auf! In meinem Kopfe tanzt und rumort es herum von Plänen und Anschlägen. Ich komme mir vor, wie ein hungrig Kind, das man plötzlich an einen obstgefüllten Korb stellt und welches in Verlegenheit geräth, ob es erst nach Pflaumen, oder nach Aepfeln und Birnen, oder nach Trauben greifen soll.

Diese Frau Walker mit ihren drei Söhnen — Henriette mit ihrem Manne — Sidonie von Rottenheim — und endlich jene Lucie Driller — oh — oh — ich kenne sie alle, kenne sie besser, als sie sich vielleicht selbst kennen, und werde diese Bekanntschaft auch benützen. Spät, spät geht der einst gesäete Saame auf, aber er geht auf und ich will Ernte halten. Ist es nicht ein Fingerzeig des Schicksals, daß ich, indem es mir diese Frauen so plötzlich entgegenführt, sie auch benützen soll? O, an mir soll es nicht fehlen. Ich will mich in's Rohr setzen und Pfeifen schneiden, ich will die Citronen gehörig pressen und Niemand soll mir den Vorwurf machen können, daß ich sie zu zeitlich weggeworfen. Aber bei Welcher beginnen? Womit den Anfang machen?

Die Beantwortung dieser Fragen kostete sie ein langes Nachdenken.

Sie rutschte auf dem Sofa unruhig umher, warf sich in die Ecke, fuhr mit der Hand mehrere Male über die Stirn, schloß die Augen und blieb endlich wie eingeschlafen hingestreckt liegen.

Eine unheimliche Stille erfolgte.

Die große Lampe brannte immer düsterer.

Eine trübe Dämmerung umhüllte die Stube.

Plötzlich erhob sich die Alte.

Sie dreht die Lampenschraube.

Es wird hell.

Darauf mischt sie die Karten.

Sie legt das Spiel auf den Tisch und hebt ab.

Pique-Dame! rief sie freudig aufgeregt, meine Karten lügen nie. Der Anfang wird mit Lucie Driller gemacht!

Zwölftes Kapitel.

Die Situation.

Wir haben die Leser mitten in das stoffreiche Wogen und Treiben der Residenz versetzt.

Wir haben aus dem gewaltigen Chaos von Interessen, Ereignissen und Verwicklungen nur einige Momente gewählt und fixirt.

Die Masse der Uebrigen lassen wir für dieses Mal unberücksichtigt, denn der Rahmen verträgt kein gestaltenreicheres Bild. Wir behalten uns aber die Vorführung jener für die Zukunft vor.

Es gehört eben nicht viel Geschick dazu, aus dem Meere voll Leben, einzelne Trümmer herauszufischen und daraus ein Ganzes zu bilden, man muß nur nicht blind sein mit offenen Augen, nicht taub mit offenen Ohren.

Die Momente, die unserem Gemälde zur Grundlage dienen, sind also festgestellt, an

uns ist es nun, die Geschehnisse weiter fortzusetzen und den socialen Konflikt zu schildern.

Bevor wir diese Aufgabe verfolgen, sei es uns gestattet, hier, als am Schlusse dieses Bandes, die Situation, wie sie sich eben bis jetzt entwickelt, in kurzen Umrissen zu silhouettiren.

Wir sehen ein Ehepaar. Der Gatte ältlich, die Frau jung. Er mißtrauisch und eifersüchtig, sie munter und lebenslustig. Noch hat diese Frau die Grenze nicht überschritten, welche Pflicht und Ehre ihr gezogen; sie nähert sich aber der Scheidelinie immer mehr, und ist sie einmal an derselben, so bedarf es nur Eines Augenblickes, und sie ist darüber hinweg. Nicht so rein, wie seine Frau noch in diesem Momente, steht ihr Gatte vor uns. Ihn drückt eine alte Schuld. Er war schon Vater, ehe er zur ersten Ehe geschritten, aber das Mädchen, welches er bethört, das unglückliche Wesen, dem er das Leben gegeben, scheinen seinem Gedächtnisse entschwunden, er erschrickt, wenn man ihn an die verjährte Sünde mahnt.

Um die Liebe der kleinen Frau wirbt ein junger Mann; ein Zweiter, sein Freund, wirkt in dessen Interesse, letzterer steht aber nicht

mehr allein, er hat eine Geliebte, die er trotz seines Leichtsinns scheut, oder richtiger gesagt, fürchtet. Er hat das Werk übernommen, den eifersüchtigen Gatten zu täuschen, der Andere will ihn betrügen.

In der Freundin der jungen Frau finden wir eine Dame, die von Jugend auf in den Armen des Wohllebens gelegen, und die dieses Wohlleben durch Laster erkauft hat. Ihr ist die „Ehe" eine Fessel und ein „Verhältniß" das Paradies. Von dieser Vorliebe sprechen drei lebendige Zeugen, von denen Einer ein Fürst, der Andere ein Baron und der Dritte ein Bankier sein könnte.

Weiters treten ein Greis und ein Jüngling in den Vordergrund, Vater und Sohn. Der Erstere, ein Mann aus alter Schule, ein Charakter aus früherer Zeit, — die jüngere Welt nennt ihn einen Sonderling — beginnt den sorgsam erzogenen Jüngling kaum der väterlichen Aufsicht zu entbinden, und schon hat das junge Herz seine Fühlhörner ausgestreckt, schon hat es sich an ein jugendliches Wesen angeklammert, welches eben so reizend als unglücklich ist. Oder ist es vielleicht kein Unglück, wenn man um einen Vater trauert, dem der Gram das Herz gebro-

chen, dessen Ehrlichkeit verdächtigt ist, weil er beim Wechseln einer Note von tausend Gulden unvorsichtiger Weise statt der Hundert-Noten wieder Tausender hinausgegeben? Oder, ist es vielleicht kein Unglück, wenn eine Familie in Folge eines so bedauernswerthen Mißgriffes brodlos wird und sich nach dem Tode des Vaters durch Handarbeit ernähren muß?

Räthselhaft und unheimlich tritt uns jene Frauensperson vor die Augen, die wir auf dem Glacis getroffen und die schwermüthig von kränklichem Ansehen, ohne deßhalb krank zu sein, in jener Welt mehr als in dieser zu leben scheint. Sie ist eine jener Unglücklichen, die keiner Seele auf dieser Erde angehören und die vielleicht eben deßhalb so viel an das Erlösen von armen Seelen denkt. Aber ihrer Einsamkeit droht Gefahr, sie hat eine alte Frau kennen gelernt, eine Frau, die wir sammt ihren beiden Söhnen aus längst vergangener Zeit kennen. Der Aeltere von diesen arbeitet im Taglohn und ist ein braver Mann, der Jüngere, der Liebling der Mutter, ist ein Taugenichts, dem Trunk und Laster ergeben, der, obwohl mit einem uns noch unbekannten Mädchen in einem Verhält-

nisse verkettet, dessen Zeuge nicht lange mehr ausbleiben wird, sich dennoch herbeiläßt, in die verbrecherischen Pläne der Mutter zu willigen, und zu den alten Missethaten neue hinzuzufügen. Die Mutter, ehedem eine Wehemutter, treibt jetzt das Handwerk einer Kartenaufschlägerin und hat es bereits zu einem gewissen Renommée gebracht, denn, unzufriedene Frauen, männersüchtige Weiber strömen ihr abergläubisch zu, und hören ihre Orakelsprüche mit Salbung.

Doch wunderbar!

Die Kunden der Alten reichen bis in höhere Kreise.

Eine Dame, die zu den eleganten der Residenz gehört, in einer glänzenden Equipage fährt, in der Oper ihre Loge hat, die im Rufe steht, großen Einfluß zu besitzen, spricht bei ihr vor und läßt sich die Karte legen!

Welches Räthsel! Welcher Widerspruch!

Fassen wir nun diese Personen verschiedener Stände in's Auge, so finden wir wohl schon angebahnte Verhältnisse zwischen Einzelnen, allein jene Verbindung, welche die einzelnen Gruppen zu einem großen Ganzen vereinigt, fehlt noch immer.

Diese herzustellen und dann die Lösung

herbeizuführen, soll unsere Aufgabe in den nächsten Bänden sein.

Doch, Eins wird sich jedem Leser vor Allem aufdrängen.

In dem kurzen Vorspiele, welches in einem Hause auf dem „Strotz'schen Grunde" sich ereignete, und das die Einleitung zu diesem Gemälde bildet, fanden wir zwei Mädchen, Agnes und Helene, die erstere eine Gräfin, die Letztere ein Bürgerkind — in einer verhängnißvollen Situation.

Seit damals sind sechs und zwanzig Jahre verstrichen. Der freundliche Leser wird nun an uns die Fragen stellen: Wo sind jene Mütter, und wo befinden sich die Kinder ihrer Liebe?

Auch diese Fragen werden ihre Antwort finden!

Ende des ersten Bandes.

